

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift **119** *Frühjahr 2019*
für Kultur und Gesellschaft *Euro 7,80*



Ermittlungen ohne Ende
NSU-Bombe im Saarland?

Völklingen und kein Ende
Zwangsarbeit, Röchling, Grewenig

Daten ohne Ende
Bouillon Digitalis

Galerie
Sig Waller

Literatur
Schön, Dury, Nixdorf

Rezensionen

saarbrücker hefte Nr. 119, Frühjahr 2019

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Redaktion:

Bernhard Dahm, Jörg W. Gronius, Sadija Kavgić (v.i.S.d.P.), Bernd Nixdorf, Josef Reindl, Dietmar Schmitz, Iris Schumacher, Herbert Temmes, Laura Weidig.

Redaktionsadresse:

Saarbrücker Hefte
Karlstr. 1
66111 Saarbrücken
E-Mail: info@saarbrueckerhefte.de

Internet:

www.saarbrueckerhefte.de

Verlag:

Blattlaus Verlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken
Telefon: (0681) 37 21 75, E-Mail: druck@blattlausverlag.de
www.blattlausverlag.de | www.blattlaus.org

Herstellung:

Blattlaus GmbH, Saarbrücken

Layout:

David Lemm

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80
Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)
Abo-Bestellungen an den Blattlausverlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken oder
bestellung@blattlausverlag.de
Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.
Einsendungen von Manuskripten per E-Mail an: info@saarbrueckerhefte.de.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Dirk Amsel, Rene Anders, Georg Bense, Julian Bernstein, Andreas Dury, Klaus Gietinger, Harald Glaser, Sadija Kavgić, Thomas Meier-Castel, Bernd Nixdorf, Josef Reindl, Stefan Ripplinger, Rolf Sachsse, Ralph Schock, Stefan Schön, Erich Später, Sig Waller, Laura Weidig.

Titelabbildung:

Kriegsdenkmal in der Saarbrücker Straße in Dudweiler, © Sadija Kavgić

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-945996-28-7

Für freundliche Unterstützung danken wir der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH und unseren Werbepartnern.

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

119

Inhalt

Editorial	5	Editorial
Nazis an der Saar	8	<i>Erich Später</i> Die Bombe in der Saarbrücker Volkshochschule Vor zwanzig Jahren verübten rechte Terroristen einen Bombenanschlag auf die Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht«
	15	<i>Rene Anders</i> Das Ende der Schuld Saarländische Erinnerungskultur am Beispiel des Skandals um ein Wehrmachtsdenkmal für Riegelsberg
	19	<i>Dirk Amsel</i> Im Saarland nicht weiter beachtet Die zweite Karriere des Saarbrücker Oberbürgermeisters Hans Neikes bei Albert Speer
Hochschulgeschichte	31	<i>Rolf Sachsse</i> Vom Centre des Métiers d'Art zur HBKsaar Unterricht in Kunst und Design an der Saar
Technisierung	38	<i>Laura Weidig</i> Big Bouillon is watching you
	42	<i>Josef Reindl</i> Schöne neue digitale Welt – Autonomie und/oder Kontrolle
Porträts	49	<i>Stefan Ripplinger</i> Der Selbstmordattentäter aus Blieskastel Vor 80 Jahren starb der Dichter Ludwig Scharf
	56	<i>Georg Bense</i> Die Wüste ist nicht da, wo man glaubt Gedanken zu einer berühmten Widmung: Antoine de Saint-Exupéry für Léon Werth

»Großprojektanten«	60	<i>Sadija Kargić</i> Der Fall Grewenig
	62	<i>Sadija Kargić</i> Heavy Metall – Boltanski in Völklingen Beobachtungen anlässlich der Einweihung der Kunstinstitution zur Erinnerung an die Zwangsarbeiter der Völklinger Hütte
Industriemagnaten an der Saar	67	<i>Sadija Kargić</i> Bernd Rausch gegen Verharmlosung
	70	<i>Julian Bernstein</i> Zu weit gegangen fürs Vaterland Der Dokumentarfilm »Der Stahlbaron« über den Industriellen und NS-Kriegsverbrecher Hermann Röchling
	72	<i>Klaus Gietinger</i> Zwei laute Stumms
	76	<i>Thomas Meier-Castel</i> »Adieu Herr von Stumm« inspiriert durch den Abbau der Eisenhütte Neunkirchen
Galerie	79	<i>Sig Waller</i> Goodbye To Love
Literatur	87	<i>Stefan Schön</i> Wohnen
	89	<i>Andreas Dury</i> Käfer und andere Idioten
	92	<i>Bernd Nixdorf</i> Afrika, immer wieder Aus »Hoppers letztes Idyll«
Nachruf	95	<i>Ralph Schock</i> Er war einer der lebenswürdigsten Menschen, denen ich je begegnet bin Nachruf auf Roger Bichelberger
Rezensionen	96	<i>Josef Reindl</i> Ein Buch, das nicht erscheinen soll
	100	<i>Harald Glaser</i> Materialreiche Annäherung an Hermann Röchling
	108	<i>Georg Bense</i> Himmlische Höhen
	110	<i>Josef Reindl</i> Ein unglaubliches Leben: Karl Marx und die Seinen

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Entstehung dieser Ausgabe der *Saarbrücker Hefte* war keine einfache Sache. Nachdem erst unser Redakteur Julian Bernstein seinen Wohnsitz vorübergehend nach Kanada verlagert hatte, führte Anfang dieses Jahres auch das langjährige Redaktionsmitglied Herbert Temmes seine berufliche Laufbahn weg aus dem Saarland. Da die beiden sich nicht mehr so intensiv wie gewohnt um die Hefte kümmern konnten, wurde eine Redaktionserweiterung nötig. Und wir hatten Glück. Zu Hilfe kamen zu meiner besonderen Freude auch weibliche Mitglieder. Mit dabei sind ab dieser Nummer neben dem früheren langjährigen Redakteur und Autor Josef Reindl auch wieder Iris Schumacher, die schon einmal kurz mit von der Partie war, sowie als neue Mitarbeiterin und Autorin Laura Weidig. Unser erstes Ziel war, ein Heft in der ersten Jahreshälfte herauszubringen. Weitere Herausforderungen stehen uns bevor.

Was haben wir in diesem Heft anzubieten? Manche von Ihnen werden sich an das Ereignis erinnern: Am 9. März 1999 wurden durch einen lauten Knall viele Saarbrücker morgens gegen 4.40 Uhr aus dem Schlaf gerissen. Die zwei Kilogramm Sprengstoff, die der Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« in der Volkshochschule am Schloss galten, wurden, so die Recherche von Erich Später, möglicherweise vom NSU-Terroristentrio gelegt. Während in mehreren Landtagen Untersuchungsausschüsse um Aufklärung bemüht waren, fragte im Saarland allerdings niemand danach, ob der NSU Verbindungen zum Saarland hatte und ob sich der saarländische Verfassungsschutz am Aufbau rechtsextremer Strukturen im Saarland eventuell beteiligt hat. Alle bislang durchgeführten Ermittlungen zum Bombenanschlag wurden ergebnislos eingestellt. Im letzten Jahr forderte der Abgeordnete der Linken im saarländischen Landtag, Dennis Lander, die Landesregierung auf zu klären, auf welche Strukturen und Personen und auf welches Unterstützerumfeld sich die NSU-Terroristen im Saarland hätten stützen können. Ergebnis offen. Um Vergangenheitsbewältigung geht es auch in der Recherche um die zweite Karriere des früheren Saarbrücker Oberbürgermeisters Hans Neikes. Während sein damaliger Chef in Berlin, Alfred Speer, als Kriegsverbrecher verurteilt wurde, firmiert Neikes – als Leiter der Rechtsabteilung von Speers Generalbauinspektion ein mustergültiger NS-Schreibtischtäter – bis heute als Namensgeber einer Straße und einer Turnhalle. Die Stadt Saarbrücken hat im Januar dieses Jahres am Beispiel der Umbenennung des nach dem NS-Arzt Hans Dietlen benannten Wegs gezeigt, wie einfach und rasch es gehen kann. In diesem Tempo kann die Stadt gerne weitermachen, bis alle NS-Täter aus dem Straßenbild verschwunden sind.

Einem ebenfalls wenig erfreulichen Thema – der saarländischen Erinnerungskultur – widmen wir uns in einer Zusammenfassung der Ereignisse in Riegelsberg 2015. Die rechte Interessengemeinschaft »IG Hindenburgturm« wollte Wehrmachts- und SS-Angehörige ehren – ein Vorhaben, das nur knapp

scheiterte. Noch während am Artikel gearbeitet wurde, beschloss der Bezirksrat Dudweiler einstimmig, ein Kriegsdenkmal für 95.000 Euro zu erneuern. Mitten in der Dudweiler Fußgängerzone soll also demnächst im neuen Glanz ein Monument erstrahlen, das die folgende Inschrift trägt: »TREU BIS IN DEN TOD FÜR'S VATERLAND UNSEREN HELDEN 1914-1918 1939-1945.« Und das in einem Stadtteil Saarbrückens, der die Universität des Saarlandes und in näherer Zukunft auch eine internationale Schule beherbergt, in der – so wird gehofft – der Nachwuchs der ins Saarland strömenden IT-Experten unterrichtet werden soll (mehr zur Digitalisierung ab Seite 38). Bislang war jedoch keine öffentliche Kritik an der geplanten Neuinvestition in Kriegerverehrung zu vernehmen. Auch nicht von der erst im vorigen September gegründeten Landesarbeitsgemeinschaft Erinnerungsarbeit im Saarland. Ich frage mich: Wieso findet sich die Sanierung eines Kriegsdenkmals auf der Prioritätenliste einer – zu allem Überfluss auch noch armen und verschuldeten – saarländischen Stadt, und keiner stört sich daran.

Das Weltkulturerbe Völklinger Hütte soll ab 2020 eine neue Leitung bekommen. Zuvor beschäftigen wir uns noch einmal mit seinem amtierenden Generaldirektor Meinrad Grewenig und seinen vermeintlichen Verdiensten. Sehr zu empfehlen ist auch die von Josef Reindl verfasste Rezension der Recherchen zur Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte, die die Historikerin Inge Plettenberg niedergeschrieben hat. Mit dem auf ARTE ausgestrahlten Dokumentarfilm »Der Stahlbaron« (Nina Koshofer, 2019) über Hermann Röchling befasst sich Julian Bernstein. Während die Familie Röchling im Saarland sehr präsent ist, verhält es sich mit der Familie Stumm etwas anders. Klaus Gietinger erzählt die Geschichte von zwei bislang wenig bekannten Stumms, die, ähnlich wie ihr Verwandter, der Stahlmagnat Carl-Ferdinand von Stumm-Halberg, in der Weltgeschichte mitmischten.

Über die Entstehung der Hochschule der Bildenden Künste Saar und ihre Höhen und Tiefen schreibt Professor Rolf Sachsse. Ein von Albert Weisgerber gemaltes Porträt des Dichters Ludwig Scharf inspirierte unseren Autor Stefan Ripplinger zu einer poetischen Erzählung über die Freundschaft der beiden Männer. Auf die Spuren einer anderen Freundschaft, die Antoine de Saint-Exupérie dazu brachte, sein weltberühmtes Buch »Der kleine Prinz« einem gewissen Léon Werth zu widmen, ist unser Autor Georg Bense auf einer seinen Reisen durch Lothringen gestoßen.

In der Galerie präsentieren wir einige Werke der in Südwales geborenen Künstlerin Sig Waller, die nach ihren Lebensstationen in London und Berlin zurzeit in Saarbrücken lebt. In unserem Literaturteil finden Sie Beiträge von Stefan Schön, Andreas Dury und Bernd Nixdorf. Und das ist noch nicht alles. Ich hoffe, Sie finden einiges Interessantes, bleiben uns verbunden und unterstützen unsere ehrenamtliche Arbeit, die das eine Ziel garantiert nie aufgeben wird: Den mutigen Journalisten und ihren unabhängigen Recherchen den Weg in die Öffentlichkeit zu ermöglichen.

Sadija Kavgić

Aus aktuellem Anlass

Wie geht eine Gesellschaft, die seit 74 Jahren in Frieden und Demokratie lebt, mit Kriegsdenkmälern um, die ohne Distanz Millionen von Soldaten verherrlichen, die für Kaiser und Führer sinnlos starben?

Bei der Errichtung solcher Denkmäler wie dem in Dudweiler geht es vorrangig nicht um Trauer um die toten Soldaten, sondern vielmehr darum, die »Helden« zu verehren, die künftigen Generationen den Weg in die Zukunft weisen sollten: »Auch ihr habt die Pflicht, für das Vaterland zu sterben!«

Daher sollte sich, bevor wieder irgendein Kriegsdenkmal saniert wird, die gesamte saarländische Gesellschaft – ihre Politiker, Künstler, Lehrer, Gewerkschafter und Professoren – mit der einleitenden Frage beschäftigen. Die geplante Sanierung des Dudweiler Denkmals mag ein singuläres Ereignis sein. Doch steht sie stellvertretend für den unreflektierten Umgang mit vielen weiteren den Nationalismus verherrlichenden Denkmälern unserer Region.

Dass es an der Zeit ist, mit diesem Erbe anders umzugehen, zeigte 2017 die Stadt Bramsche. Als sie vor der Entscheidung stand, was mit dem Gedenkstein für einen der erfolgreichsten Jagdflieger des Zweiten Weltkriegs, Walter Nowotny, zu tun sei, regte deren Bürgermeister Heiner Pahlmann die Einrichtung eines Gremiums an.

Am Ende des (Umdenk-)prozesses wurde vor dem besagten Gedenkstein eine mit Plexiglas geschützte Metalltafel mit einem kritisch-kommentierenden Text angebracht, der die Heldenverehrung historisch kontextualisierte.

In Anlehnung daran könnte eine vor dem Dudweiler Denkmal angebrachte Infotafel folgenden Text haben:

Dieses Kriegsdenkmal wurde 1926 errichtet und nach 1955 erweitert. In ihm spiegelt sich eine Erinnerungskultur, der wir nach heutigem Wissen und Gewissen widersprechen.
Jetzt mahnt es uns gegen den Krieg zu sein und nicht die vermeintlichen Kriegshelden zu glorifizieren.
Wir gedenken stattdessen der Opfer des Krieges und der Menschen, die Widerstand gegen die menschenverachtende nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet haben.

Stadt Saarbrücken
im Herbst 2019



Diese Infotafel »SaarErlebnisland« steht aktuell neben dem besagten Denkmal in Dudweiler. Die Informationen über die Dudweiler Fußgängerzone sind in drei Sprachen verfasst. Das Denkmal wird mit keinem Wort erwähnt.



Die Bombe in der Saarbrücker Volkshochschule

Vor zwanzig Jahren verübten rechte Terroristen einen Bombenanschlag auf die Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht«.

Von Erich Später

Durch einen lauten Knall wurden viele Saarbrücker am 9. März 1999 morgens gegen 4:40 Uhr aus dem Schlaf gerissen. Am Gebäude der Volkshochschule auf dem Saarbrücker Schlossplatz war eine Bombe explodiert. Der Anschlag galt der Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht« des Hamburger *Instituts für Sozialforschung*, die seit dem 19. Februar in Saarbrücken gezeigt wurde.

Die Explosion zerstörte Teile des VHS-Gebäudes. Der Sachschaden wurde mit ca. 300.000 Euro beziffert. Wegen der massiven Drohungen und Proteste hatte die Saarbrücker Polizei regelmäßig Streifen zur Ausstellung geschickt. Die letzte war gerade zehn Minuten vorher am VHS-Gebäude vorbeigefahren. Die Bombe wurde am Rückgebäude der VHS abgelegt. Sie entwickelte eine so starke Explosionskraft, dass nicht nur die Fenster im hinteren Teil, sondern auch die großen Fenster im Frontbereich zum Schlossplatz zersplitterten. Die historischen Bleifenster der benachbarten Schlosskirche wurden zerstört. Die Kirche selbst erheblich beschädigt. Ein bis zwei Kilo gewerblicher oder militärischer Sprengstoff, die Herkunft war nicht mehr feststellbar, wurde mit einem unbekannten Zünder zur Explosion gebracht. An dem Zünder hing ein mechanischer Wecker, der wiederum mit einem achtzehn Meter langen Lautsprecherkabel verbunden war, das in der Nähe der Saar gefunden wurde. Durch dieses Kabel konnten elektrische Impulse geschickt werden. Vier Tage später geht ein Bekennerschreiben bei der *Bild*-Redaktion in Hamburg ein: »Unser Motiv: Diese kriminellen Veranstalter wie der vorbestrafte Heer verstehen keine andere Sprache. Zum Beweis dafür, dass wir keine Trittbrettfahrer sind, haben wir ein Reststück des verwendeten Zündkabels beigefügt... Wir bitten das Kultusministerium, keine Besuche mehr mit

Kindern und Schulklassen zu befürworten. Die Kölner Kameraden warten auf Heer und seine Mittäter. Köln ist die nächste Station der Ausstellung.« Zwei Tage später geht bei der *Saarbrücker Zeitung* ein Bekennerbrief in einem Umschlag ein. Darin ein tatsächlich passendes Stück Kabel.

Die völlige Zerstörung des VHS-Gebäudes wurde nur durch einen Fehler bei der Platzierung der Bombe verhindert. Den saarländischen Veranstaltern, der *Stiftung Demokratie Saarland*, der *Heinrich-Böll-Stiftung Saar* und der *Volkshochschule Regionalverband Saarbrücken*, war es dadurch möglich, die Ausstellung nach fünf Tagen wieder zu eröffnen. Bis zum Ende der Ausstellung am 20. März 1999 wurden insgesamt 20.000 Besucher gezählt.

»Unsere Väter waren keine Mörder«

Dem Bombenanschlag vorausgegangen war eine Mobilisierungskampagne der radikalen Rechten, deren inhaltliche Positionen bis weit in das konservative Lager geteilt wurden.

Es war der damalige CSU-Bezirksvorsitzende Peter Gauweiler, der in München 1997 die Massenproteste gegen die Ausstellung eröffnete. »Unsere Väter waren keine Mörder«, war das Motto, unter dem 6.000 Rechtsradikale aller Couleur (darunter auch die späteren NSU-Terroristen Bönhardt, Mundlos und Zschäpe) in München aufmarschierten. Die zentralen Aussagen der Ausstellung über die massenhafte Beteiligung der Deutschen Wehrmacht an der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung in Jugoslawien und der Sowjetunion, ihrer zentralen Rolle bei der Ermordung von drei Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen und der massenhaften Tötung sowjetischer Zivilisten wurden schlicht geleugnet.



Am Tatort – Polizeibeamte untersuchen das beschädigte VHS-Gebäude und die Saarbrücker Schlosskirche (© Roman Schmidt).

Die Ausstellung kritisierte ein zentrales Deutungsmuster des Zweiten Weltkriegs und der NS-Herrschaft, das über Jahrzehnte die bundesdeutsche Öffentlichkeit dominierte.

Die Soldaten der Wehrmacht hätten sich in treuer Pflichterfüllung für Volk und Vaterland geopfert und seien in tragischer Weise von Hitler missbraucht worden; dies war über Jahrzehnte prägend für das Bild der Wehrmacht in der deutschen Öffentlichkeit und ermöglichte die Verteidigung des eigenen und familiären Selbstbildes, das mit den Menschheitsverbrechen NS-Deutschlands nichts zu tun gehabt habe.

Der damalige saarländische CDU-Landesvorsitzende, spätere Ministerpräsident und heutige Richter am Bundesverfassungsgericht, Peter Müller, versicherte der erregten saarländischen Öffentlichkeit, die mehr als 200.000 saarländischen Wehrmachtssoldaten trügen keinerlei Verantwortung für die Ver-

brechen des NS-Regimes. Auch sie hätten sich in treuer Pflichterfüllung geopfert und seien in tragischer Weise von Hitler missbraucht worden. Müllers CDU finanzierte große Anzeigen in der *Saarbrücker Zeitung* mit dem Text

Wir lassen unsere Väter von diesen Ausstellungsmachern und ihren Hilfstruppen nicht unwidersprochen als Mörder diffamieren und mit ihnen die vielen Toten, die sich nicht mehr wehren können.

Begleitet wurde diese Hetze durch eine bundesweit einmalige Leserbriefkampagne der *Saarbrücker Zeitung*. Die Leserbriefflut wurde eröffnet von Standardbriefen rechtsradikaler Agitatoren. Tätersprache, Antisemitismus, offene Verteidigung des NS-Regimes und primitive Verleumdungen waren der Tenor dieser Art von Veröffentlichungen. Zu diesen kam der saarländische

Volkszorn, der sich über Wochen artikulieren durfte. Gleichzeitig ließ man einige Journalisten der Zeitung in ihrem redaktionellen Teil regelmäßig ausführlich und objektiv über die Ausstellung berichten.

Forschungsstand an der Saar: »Augen zu«

Es war ein bundesweiter Rekord, den die *Saarbrücker Zeitung* während der 31. Station der Ausstellung aufstellte: Etwa 260 Leserbriefe wurden veröffentlicht. Den Schreibern kam es in ihrer übergroßen Mehrheit darauf an, die Wehrmacht freizusprechen und die nationale Ehre Deutschlands zu retten. Der deutsche Nationalismus war, historisch gesehen, die stärkste politische Kraft im Saarland. Die Volksabstimmung von 1935 verschmolz den Nationalismus mit der NS-Ideologie zu einer mächtigen politischen Bewegung. Sie brachte 90 % der Saarländer dazu, mit Begeisterung für die deutsche Volksgemeinschaft zu votieren. Hinzu kam die Liebe und Wertschätzung für Deutschlands Spitzenkandidaten Adolf Hitler, der nur indirekt zur Wahl stand. Der Terror, der dann ausgeübt wurde und die massenhafte Beteiligung der Saarländer an der NS-Kriegs- und Vernichtungspolitik sind bis heute nicht ausreichend erforscht.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 im Saarland führte die jüngeren Altersgruppen in die neugebildeten Divisionen der Wehrmacht und später der Waffen-SS. Es ist der »Wehrkreis 12« in Wiesbaden, das unterstellte Wehrbereichskommando mit Sitz in Mannheim, das die Massenmobilisierung für den Angriffskrieg organisiert. Es sind die dort aufgestellten Infanteriedivisionen 33 und 36, die sich als Bestandteil der Heeresgruppe Nord und der Heeresgruppe Mitte im Jahre 1941 an dem deutschen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion beteiligten.

Die Zahlen über die getöteten saarländischen Soldaten der Wehrmacht und SS schwanken zwischen 30.000 und 50.000 Toten. 100.000 geraten in Gefangenschaft. Eine Geschichte der Saarländer in den bewaffneten Formationen von Wehrmacht, SS und Ordnungspolizei gibt es bis heute nicht einmal in Ansätzen.

Die saarländische Lüge

Die Kampagne zeigte Müllers politisches Gespür für die Mobilisierungskraft des deutschen Nationalismus an der Saar und die gern geglaubte Selbstrechtfertigung für die Hinwendung der übergroßen Mehrheit zum NS-Regime 1935. Keine der saarländischen Landesregierungen zeigte nach dem erneuten Anschluss an Deutschland 1955 das Interesse, den saarländischen Sonderweg zu erforschen und Täter und Opfer, Strukturen und Akteure des großen Mordens der Jahre 1935 bis 1945 zu benennen.

Denn das hätte das Ende der saarländischen Lebenslüge bedeutet: Der von der durch die Geschichte, durch Frankreich und Deutschland, von Hitler und den Pfälzer Nazis gebeutelten kleinen Leute, die nie »richtig dahemm« gewesen waren. Das bis heute schwache demokratische Protestpotential im Saarland ist auch auf diese Art von Vergangenheitspolitik zurückzuführen. Dies zeigte sich einmal wieder im weitgehenden Verzicht auf massive öffentliche Gegenrede gegen die nationalistische Mobilisierung während der Ausstellung. Von den Gewerkschaften, der Universität, der Arbeitskammer, von kulturellen Institutionen und prominenten Schriftstellern und Intellektuellen war wenig zu hören.

Auch der ehemalige linke Ministerpräsident Oskar Lafontaine enthielt sich jeder Äußerung, die man als Solidaritätserklärung hätte missverstehen können. Er kenne seine Saarländer und wisse, bei welchen Themen sich die »saarländische Freude« (Ludwig Harig) in blanken Hass verwandelt.

Aufmärsche der Neonazis in Saarbrücken

Auch die landeseigenen Neonazis und ihre auswärtigen Kameraden mobilisierten am 20. Februar 1999 über 400 Aktivisten unter dem Motto »Unsere Großväter waren keine Verbrecher – Keine Ruhe für die Schandausstellung« zu einer Demonstration nach Saarbrücken. Ihnen kam dabei die damalige saarländische Linie gegenüber den Neonazis zugute. Diese bestand darin, wenn irgend möglich, keine Veranstaltung der Nazis zu verbieten und gleichzeitig massiv gegen protestierende Antifaschisten vorzugehen.

So erfolgte auch hier nicht einmal der Versuch von Seiten der *Stadt Saarbrücken* und ihres Chefjuristen Jürgen Wohlfarth, einmalig in allen Ausstellungsorten, gerichtlich gegen den Aufmarsch vorzugehen. Dafür wurden 126 Gegendemonstranten verhaftet und viele im Saarbrücker Nauwieser Viertel durch Polizeieinheiten eingekesselt. Auf der Abschlusskundgebung der Neonazis sprachen u.a. der damalige JN-Bundesvorsitzende Holger Apfel und der verurteilte Rechtsterrorist Peter Naumann. Dieser hatte seine Karriere als Nazi-Chef-Bomber bereits 1974 begonnen. Eine seiner selbstgebastelten Bomben explodierte und verletzte ihn schwer an der Hand. Auch ein erstes Todesopfer war zu beklagen. Einer der eingesetzten Feuerwerker starb bei dem Versuch, eine der Bomben Naumanns zu entschärfen. Im August 1978 wurde Naumann in Italien tätig. Zusammen mit dem Nazi-Aktivist Hans Lembke verübte er einen Bombenanschlag auf das Mahnmal für Hunderte von der SS und Wehrmacht am 24. März 1944 in Fosse Ardeatine ermordeter italienischer Zivilisten.

1979 war er an der Sprengung von zwei Sendemasten beteiligt, um dadurch die Ausstrahlung der Fernsehserie »Holocaust« zu verhindern. 1988 wurde Naumann zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren und sechs Monaten wegen Herbeiführung einer Sprengstoffexplosion verurteilt. Zwei Jahre später, 1990, wurde er vorzeitig entlassen. Am 2. März 1995 fanden Kriminalbeamte in Wohnungen von Peter Naumann in Wiesbaden und in Freiendorf erneut zwei Rohrbomben. Ohne große juristische Konsequenzen. Auch seine Hetzrede in Saarbrücken hatte, wie so oft in seiner kriminellen Karriere, keinerlei strafrechtliche Folgen.

Nicht einmal die Parolen der Rechtsextremisten während der Demonstration, die u.a. »Ruhm und Ehre für die Waffen-SS« einforderten, führten zu einem polizeilichen Eingreifen.

Die Nazis wissen dieses Verhalten bis heute zu schätzen und kommen gerne ins Saarland und nach Saarbrücken. Die Kosten hierfür tragen vor allem »nichtdeutsch« aussehende Menschen, die vor und nach diesen Veranstaltungen ins Visier der Nazi-Schläger geraten.

Von der Detonation zerstörte Meistermann-Fenster der Saarbrücker Schlosskirche (© Stiftung Demokratie Saarland).





Zwei Kilogramm Sprengstoff verursachten einen Schaden von mehreren hunderttausend Euro (© Becker & Bredel).

Gewaltspur der Neonazis im Saarland

Die militanten Neonazis hatten zum Zeitpunkt des Bombenanschlags 1999 bereits eine breite Spur von Gewalt und Terroranschlägen im Saarland gelegt. Hier seien nur die spektakulärsten genannt: Nach einem Brandanschlag auf ein Flüchtlingsheim in Saarlouis verbrannte im September 1991 der Flüchtling Samuel Yeboah. Anschläge mit Brandsätzen gab es noch dutzende – vor allem im Landkreis Saarlouis, wo sich eine militante Neonazi-Szene etablierte.

Mehrere Bombenanschläge scheiterten nur durch glückliche Zufälle, so auf das Büro der PDS 1990 oder auf ein Asylbewerberheim in Saarlouis im Jahre 1992.

Die Ermittlungen wegen des Bombenanschlags auf die Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht« wurden noch im gleichen Jahr 1999 mit der Wahl des CDU-Landesvorsitzenden Peter Müller zum saarländischen Ministerpräsidenten eingestellt. Müller hatte bereits am 10. März 1999, wenige Stunden nach dem Anschlag, über die Bombenleger Bescheid gewusst. Der Anschlag sei »die kriminelle Tat eines Wahnsinnigen«. Davon ging mehr oder

weniger auch das hinzugezogene BKA aus. Das wissen wir heute durch die Recherchen der Journalisten Stefan Aust und Dirk Laabs. Sie haben in ihrer detaillierten Untersuchung »Heimatschutz – Der Staat und die Mordserie des NSU« (Panthleon-Verlag, München 2014, 864 Seiten) belegt, dass der ermittelnde BKA-Beamte in Sachen »Bombenanschlag Saarbrücken« alle Hinweise, die auf eine Beteiligung des gerade ein Jahr zuvor abgetauchten Terrortrios Mundlos, Bönhardt und Zschäpe hindeuteten, ignorierte. Vielmehr wurde sogar der rechtsextreme Hintergrund der Tat mit hanebüchenen Argumenten bezweifelt. (Vgl. Aust/Laabs, 2014, S. 378).

Ein Abgleich des bei dem Anschlag auf die Ausstellung verwendeten Sprengstoffs und der Zündvorrichtung mit den im Januar 1998 in der Garage des Trios beschlagnahmten Rohrbomben war nicht möglich, da diese Beweismittel nach einem halben Jahr in der Asservatenkammer des *LKA Thüringen* vernichtet wurden, wie auch fünfzig Aktenordner mit Abhörprotokollen aus dem Nazi-Umfeld. Trotzdem ging das BKA davon aus, dass die abgetauchten Terroristen technisch nicht in der Lage seien, eine Bombe, wie in Saarbrücken eingesetzt, zu bauen.

Dabei war das Trio schon in der Frühzeit ihrer Gewaltkarriere in der Nazi-Kampagne gegen die Ausstellung »Vernichtungskrieg« aktiv. Bereits am 9. Juni 1996, am letzten Tag der Ausstellung in Erfurt, wurde ein Anschlag auf diese verübt. Der wegen Mordes an zwei vietnamesischen Flüchtlingen 1980 in Hamburg – der 22-jährige Ngoc Chau Nguyen und der 18-jährige Anh Lan Do sterben an ihren schweren Verbrennungen – verurteilte Rechtsterrorist Manfred Röder verübte mit anderen Nazis einen Farbanschlag auf die Ausstellung. Über 25 Meter Länge sprühten sie in gelber und schwarzer Farbe auf die Ausstellungstafeln das Wort »Lüge«.

Für die Sachbeschädigung an der Ausstellung wird der vorbestrafte Mörder zu einer Geldstrafe von 4.500 DM, ca. 2.250 Euro verurteilt. Zu seiner während des Prozesses aufmarschierten Leibgarde gehörten die späteren NSU-Terroristen Bönnhardt und Mundlos.

Auch für den heutigen thüringischen Ministerpräsidenten Bodo Ramelow von der Partei *Die Linke* war der Prozess ein einschneidendes Erlebnis. Ramelow war Zeuge bei der Aktion der Rechtsextremisten und griff bei der Sprayer-Attacke ein. Sein mutiges Verhalten führte zur Festnahme von Röder und einem seiner Komplizen. Für sein Eingreifen wird er von Manfred Röder angezeigt und es kommt tatsächlich zu einer Verhandlung. Ramelow erinnerte sich im Oktober 2015 in einem Gespräch mit dem MDR-Journalisten Nils Werner:

»Innerhalb dieses Prozesses bemerkte ich, dass ich permanent von zwei Menschen verfolgt wurde, die sehr nah an mir dran waren, wenn ich aus dem Gerichtssaal ging oder wenn ich wiederkam – egal wo ich mich bewegte. Später stellte sich heraus, dass das Bönnhardt und Mundlos, die NSU-Mörder waren. Sie waren permanent an mir dran und das Signal war für mich eindeutig... Wir sehen dich! Wir hören dich! Wir wissen, wer du bist! Wir wissen, wo du wohnst! Das Signal war unausgesprochen...«

Der bodenlose Skandal um die Unterstützung und Förderung des »NSU-Untergrunds« durch die bundesdeutschen Ämter für Verfassungsschutz erreichte das Saarland nie. Die angeblich 2011 im Saarland, nach dem Aufliegen des Trios wieder aufgenommenen Ermittlungen wegen des Bombenanschlags wurden, wen wundert es, ergebnislos eingestellt. Forderungen nach einem Untersuchungsausschuss über eine eventuelle Beteiligung des saarländischen Verfassungsschutzes am Aufbau rechtsextremer Strukturen im Saarland stellte bis heute niemand.

Das zugrundeliegende Prinzip der Arbeit der Behörden bei der Bekämpfung von Neonazis seit den frühen Neunziger Jahren ist einfach zu verstehen: Das Anwerben von Gewalttätern, Totschlägern und Mördern durch die bundesdeutschen Verfassungsschutzbehörden, der Schutzschirm für sie gegen polizeiliche Ermittlung und Verhaftung und der üppig mit öffentlichen Mitteln finanzierte Aufbau von Nazi-Strukturen. Dies sollte es ermöglichen, alle Teile des Nazi-Netzwerkes zu kontrollieren. Wer wen kontrollierte, ist allerdings bis heute höchst umstritten.

Aber durch die Arbeit der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse und politischer Gruppen wie »NSU Watch – Aufklären und Einmischen« versteht man heute besser, warum über viele Jahre die Nazi-Netzwerke in der Lage waren, fast ungehindert ihre Feinde zu terrorisieren und ein Klima der Angst und Einschüchterung zu erzeugen, ohne dass die Polizei und Justiz in der Lage oder gewillt gewesen wären, die Lynchbanden und Mörder wirklich zu stoppen.

Diese abenteuerliche Politik führte zur Vertuschung schwerster Straftaten durch den Verfassungsschutz, auch gegenüber polizeilichen Ermittlungen, und ermöglichte es den Nazis, jahrzehntelang und bis heute Angst und Schrecken zu verbreiten.

In Peter Müllers Zeit als Ministerpräsident und Kramp-Karrenbauers Amtszeit als Innenministerin wurde fast keines der schweren Verbrechen, die rechtsradikale Banden und sogenannte Einzeltäter im Saarland verübten, aufgeklärt. Ähnlich wie bei den Mordopfern des NSU wurden z.B. die

mehrfachen schweren Brandstiftungen in Völklingen auf die von Migranten bewohnten Häuser über Jahre von den Ermittlungsbehörden den Opfern in die Schuhe geschoben. Dieser Skandal wurde erst durch die Recherchen der Journalisten Johannes Kloth (damals *Saarbrücker Zeitung*) und Tilla Fuchs (*Saarländischer Rundfunk*) bekannt. Kein Täter wurde je ermittelt.

Allerdings geriet im März 2009 eine Gedenkveranstaltung der saarländischen *Heinrich-Böll-Stiftung* und der SPD-nahen *Stiftung Demokratie Saarland* anlässlich des 10. Jahrestages des Bombenanschlags mit dem Hamburger Historiker Hannes Heer ins Visier des Verfassungsschutzes. Die Veranstaltung ist im Bericht der saarländischen Verfassungsschützer für das Jahr 2009 unter dem Stichwort »Gewalttätiger Linksextremismus« aufgeführt.

Zu Beginn der Veranstaltung hatten Mitglieder des antifaschistischen Bildungsvereins *CriThink! e.V.* über rechtsterroristische Strukturen im Saarland und eine Fülle ungeklärter Brandstiftungen, Bombenanschläge, Körperverletzungen und versuchter und vollendeter Morde hingewiesen. Die Antifa-Aktivisten unterliegen bis heute staatlicher Einschüchterung und werden als angebliche »Linksextremisten« und »Gewalttäter« vom saarländischen Innenministerium und dem Verfassungsschutz unter besondere Beobachtung gestellt.

Eine gute Zusammenfassung der Geschehnisse über die Ausstellung und den Bombenanschlag in Saarbrücken gibt der Historiker und Leiter der Wehrmachtausstellung Hannes Heer (online abrufbar unter: www.boell-saar.de oder direkt <https://www.youtube.com/watch?v=lvGGET3KbU8>).

Polizeibeamte bei der kriminaltechnischen Untersuchung des zerstörten Seitenflügels des VHS-Gebäudes (© Stiftung Demokratie Saarland).



Das Ende der Schuld

Saarländische Erinnerungskultur am Beispiel des Skandals um ein Wehrmachtsdenkmal für Riegelsberg

Von Rene Anders

Es ist eine Geschichte, die sich nicht etwa nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs abspielt, sondern im Jahr 2015 im saarländischen Riegelsberg: Eine rechte Interessengemeinschaft namens »IG Hindenburgturm« hatte im Gemeinderat der Stadt erreicht, dass auf dem sogenannten Waldfriedhof in der Saarbrücker Straße eine neue Gedenkstätte für die Gefallenen der Stadt im Zweiten Weltkrieg entstehen sollte – 70 Jahre nach Kriegsende! Auf den geplanten zehn Metalltafeln sollten nicht etwa die Namen der Opfer der Verfolgung durch die Nationalsozialisten oder die der nach Riegelsberg verschleppten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter angebracht werden, sondern die der gefallenen Angehörigen der deutschen Wehrmacht und auch der SS.

Das Vorhaben hätte leicht gelingen können, hätte einer der Mitinitiatoren, der ehemalige Drucker und Verleger Dietmar Braun, seine Gesinnung bei einem Interview mit dem Saarländischen Rundfunk nicht derart offengelegt, dass an seiner freiheitlich-demokratischen Gesinnung in der Öffentlichkeit ernsthafte Zweifel aufkamen. In einer Reportage des SR behauptete Dietmar Braun unter anderem, dass die Grünen »eine Umvolkung« betreiben würden. Des Weiteren führte er aus, dass diese »triumphieren« würden, wenn weitere »Flüchtlingsströme« ins Land kämen.¹ Dadurch stand das Projekt, Wehrmacht und SS in einem Denkmal zu ehren, im Februar 2016 schließlich vor dem Aus. Doch wie konnte es überhaupt so weit kommen?

Ein völkisches Denkmal und seine Fans

Um den Komplex um die IG Hindenburgturm zu verstehen, lohnt ein Blick auf die Geschichte der Gemeinde. Das Hauptinteresse der kleinen Gruppe um Dietmar

Braun und den Architekten Manfred Binger liegt auf dem sogenannten Hindenburgturm. Er ist ein Denkmal nationalsozialistischer Prägung und wurde 1934 im Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs eingeweiht. Nachempfunden ist das Bauwerk dem Hauptturm des Tannenberg-Denkmal, das zur selben Zeit von den Nationalsozialisten zu einem martialischen »Reichsehrenmahl« umgebaut wurde.² Errichtet wie eine Festung, war dieses eine Manifestation des Totenkultes der Nationalsozialisten. Die Toten der Schlacht bei Tannenberg, ihr General Paul von Hindenburg und ihr gemeinsamer Einsatz für das Deutsche Reich sollten dort als Vorbild für die Opferbereitschaft der gesamten Volksgemeinschaft gegen den Feind im Osten herhalten. Dass 1934 bei der Suche nach einem Kriegerdenkmal die Wahl der Riegelsberger ausgerechnet auf eine ziemlich genaue Kopie des Hindenburgturms fiel, war sicher kein Zufall.³ Mit dem Bau des Turms konnten die Riegelsberger mitten in dem anhaltenden Wahlkampf um die 1935 anstehende Saarabstimmung klar ihrer ideologischen und völkischen Zugehörigkeit zum Deutschen Reich, in dem die Nationalsozialisten ihre Macht ausbauten, Ausdruck verleihen. Dies wird auch allein schon daran deutlich, dass der Riegelsberger Turm bis 1945 regelmäßig für nationalsozialistische Kundgebungen genutzt wurde.⁴ Dieselben ideologischen Wurzeln liegen übrigens auch den beiden anderen Hindenburgtürmen in Bexbach und Berus zu Grunde. Der mittlerweile gesprengte und durch das Europadenkmal ersetzte Beruser Hindenburgturm beispielsweise, zuvor als St. Oranna-Turm bekannt und nach der Saarabstimmung 1935 eigens zu diesem Anlass umbenannt, wurde mit einem gewaltigen Reichsadler mit Hakenkreuz versehen, um als deutliche Drohbärde in Richtung Frankreich weithin sichtbar zu sein.



Tannenberg-Denkmal im Juni/Juli 1940 (CC, Repat).



Hindenburgturm in Riegelsberg, Saarland (CC, atreyu).

Dass die französischen Besatzer beim Riegelsberger Turm lediglich die darin aufgestellten Gedenktafeln und Soldatenstandbilder entfernten und den Rest des Turmes nicht gleich schleifen ließen, sollte sich als folgenschwerer Fehler entpuppen.⁵ Denn die Revanchisten und Geschichtsvergessenden in Riegelsberg engagierten sich vor allem in den 80er und 90er Jahren für die Wiederbelebung des inzwischen langsam vor sich hin modernden Gebäudes. Zeugnis davon legen sie in der Zeitschrift des »Heimatkundliche[n] Verein[s] Köllertal e.V.« ab. Hans-Joachim Klein, ein Mitglied der IG, erinnert sich in einem der den Turm verherrlichenden Artikel daran, dass der Ortsrat 1982 entschieden hatte, »dass die Entstehungsgeschichte des Turmes nichts mit der danach folgenden Zeit des Nationalsozialismus zu tun hatte«.⁶ Und so wurde das Kriegerdenkmal für über 270.000 DM saniert und nach 63 Jahren, am 1. Juni 1997 wieder eingeweiht.

2013 ging die IG Hindenburgturm dann noch einen Schritt weiter. Dietmar Braun forderte, dass im Hindenburgturm eine Gedenkplatte mit den Namen der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Riegelsberger Soldaten angebracht werden solle. In einem militaristisch anmutenden Einweihungsritual mit Soldaten, Fahnen, Fackeln und Trompeten sollte diese am 8. Mai eingeweiht werden.⁷ Die Riegelsberger Ortsvorsteherin Monika Rommel stimmte zwar der Notwendigkeit einer Gedenkplatte in dem Denkmal zu, zeigte sich jedoch von der militärischen Prägung der Feier wenig begeistert. Trotz der Schützenhilfe des Bürgermeisters Häusle scheiterte das Anliegen Brauns dann aber auch im zweiten Anlauf im Ortsrat.⁸

2015 war es dann schließlich so weit: Die IG Hindenburgturm konnte sich mit ihrer Forderung, den Vollstreckern von Hitlers Raub- und Vernichtungskrieg – diesmal auf dem Friedhof – ein Denkmal zu errichten, durchsetzen. Die Bedenken des Gemeinde-

ratsmitglieds der *Grünen*, Hans Jürgen Marowsky, der zurecht befürchtete, dass auf den Tafeln auch Angehörige der SS stehen könnten, wurden in den Wind geschlagen und seitens Lukas Huwigs von der SPD sogar als »kleingeistig« verworfen.⁹

Das Vorhaben rief in den saarländischen Medien und bei den fortschrittlichen und antifaschistischen Kräften ein lautes Echo hervor, das umso lauter wurde, als Dietmar Braun sich im öffentlich-rechtlichen Radio mit nationalsozialistischem Vokabular zitieren ließ und darauf bestand, dass auch SS-Männer es verdienten, eben dort geehrt zu werden.¹⁰ Während die *Antifa Saar / Projekt AK* zu einer Demonstration gegen das Vorhaben aufrief,¹¹ wurde indes seitens der Gemeinde und auch der lokalen Presse nach allen Kräften die deutsche Schuld relativiert und die Verbrechen der Wehrmacht verharmlost. Ingbert Horn beispielsweise, der damalige Fraktionsvorsitzende der SPD, sprach die Angehörigen der Wehrmacht und der SS sogar von jeder Schuld frei und erklärte sie zu nur »in Anführungszeichen Täter[n]«,¹² da sie ja nun auch tot seien. Vielmehr sei für sie ein »Ende der Schuld« erreicht. Schließlich jedoch musste auch er damit klarkommen, dass aufgrund des öffentlichen Drucks und der breit beworbenen Demonstration in Riegelsberg die Pläne für das Denkmal Ende Februar 2016 endlich fallengelassen wurden.

Ruhig wurde es um die IG Hindenburgturm dennoch nicht. In zwei Ausgaben des örtlichen Anzeigers »Wochenpost« durften sich Dietmar Braun und seine Kameraden, von der Redaktion unkommentiert, noch einmal richtig austoben. Als »Verleumder« und »Hetzmeute« wurden die Teilnehmenden der friedlich verlaufenen Demonstration und die Gegner des Denkmals in Riegelsberg verunglimpft. Weiter wurde lamentiert über die »einseitige Geschichtsbelehrung in Schule und Gesellschaft«, die es nicht zuließe, dass »die Liebe zu Heimat und Familie, zu Tradition« offen bekundet werden dürfe, wohingegen eine »Meinungsdiktatur einer linksgrünen Minderheit« vorherrsche.¹³ Die zweite der beiden Stellungnahmen endete mit den Worten, dass »die sogenannte ›Politische Korrektheit‹ [...] ein Krebsgeschwulst« sei, von dem die IG Hindenburgturm jedoch nicht befallen sei.¹⁴

Deutsch-saarländische Zustände

In all den Jahren, in denen sie sich darum bemühte, das zentrale Denkmal der Nationalsozialisten in Riegelsberg zu reaktivieren und als Symbol der Volksgemeinschaft auf die Gefallenen der Wehrmacht und SS auszuweiten, wurde die politische Motivation der IG Hindenburgturm nicht einmal hinterfragt. Umso besorgniserregender ist, dass sie mit ihren Plänen, nationalsozialistische Erinnerungspolitik aus den miefigen Heimatgeschichtsvereinen in die Öffentlichkeit zu bringen, bei den Verantwortlichen anscheinend immer wieder offene Türen einrennen konnte. Es ist zwar bequem die Interpretation des Hindenburgturms losgelöst von der historischen Einordnung (Saarabstimmung), der Namensgebung (Paul v. Hindenburg als Wegbereiter Hitlers) und der architektonischen Wirkung (Kopie eines völkisch-nationalistischen Kriegerdenkmals der Nationalsozialisten) zu betrachten und ihn als »Denkmal an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs« zu deklarieren. Im Gesamtkontext aber stellt dies eine vollkommene Verharmlosung und eine Entlastung von der eigenen historischen Verantwortung dar, denn nachträglich wird den eigentlichen Tätern nicht nur durch Braun und die IG Hindenburgturm, sondern durch verschiedenste Sprecher der bürgerlichen Parteien der Stadt die Absolution erteilt und, vielmehr noch, ihr Andenken geehrt.

Bürgermeister Häusle, der Gemeinderat und alle demokratischen Kräfte hätten an dieser Stelle einen klaren Schlusstrich zur Nazivergangenheit Riegelsbergs ziehen können. Sie hätten zeigen können, dass man sich nicht mit Nazis und ihrer Vergangenheitspolitik gemeinmachen will. Sie hätten stattdessen die wahren Opfer, die Riegelsberger Jüdinnen und Juden sowie die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, in einer ihrer würdigen Weise ehren können. Stattdessen haben sie sich alle daran beteiligt, die mörderischen Absichten seiner Erbauung zu vernebeln oder sogar zu rechtfertigen.

Zwar ist das Projekt diesmal gescheitert, jedoch auch nur deshalb, weil die ideologische Prägung der Initiatoren zufällig ans Licht getreten und von antifaschistischen Kräften thematisiert worden war. Immer

noch treibt die IG Hindenburgturm in ihren Heimatheften ihr Unwesen, veranstaltet Heimatabende, veröffentlicht ihre Texte im Stadtanzeiger oder mischt sogar in der Politik mit. Ihr Einhalt zu gebieten, verlangt nicht nur große Achtsamkeit bezüglich ihrer Umtriebe, sondern auch ein Umdenken in der gegenwärtigen Erinnerungspolitik der Stadt.

Ein kleiner Anfang ist in Riegelsberg gemacht, wenn beispielsweise das »Aktionsbündnis Stolpersteine für Riegelsberg« alljährlich anlässlich der Reichspogromnacht für die ermordeten Jüdinnen und Juden der Stadt eine Gedenkfeier mit Schülerinnen und Schülern abhält und sich seit Jahren für die Verlegung von Stolpersteinen einsetzt.¹⁵ Eine Aufarbeitung der Ereignisse rund um das geplante Wehrmachtsdenkmal und den Hindenburgturm generell bleiben die Gemeinde und ihr Bürgermeister der Öffentlichkeit nach wie vor schuldig.

Anmerkungen

- 1 Forst, Kai: Stunk um geplante Riegelsberger Gedenkstätte. Onlinepublikation auf SR-Online-Homepage am 5.10.2015. Screenshot einsehbar auf der Homepage der Antifa Saar: <<https://bit.ly/2P0hxr>>; Beitrag abhörbar bei Youtube: <<https://bit.ly/2GaaTM1>> zuletzt eingesehen am 7.4.2019; Saarländischer Rundfunk 2015. Aktueller Bericht vom 29.9.2015. Gesichert bei Youtube: <<https://bit.ly/2YQGIke>> zuletzt eingesehen am 7.4.2019.
- 2 Literatur zum Tannenbergdenkmal: Tietz, Jürgen: Das Tannenberg-Nationaldenkmal. Architektur, Geschichte. (Diss.) Berlin 1999; Wippermann, Wolfgang: Die Geschichte des »Reichsehrenmals Tannenberg«: Ein historisches Lehrstück. In: Niemandsland. Zeitschrift zwischen den Kulturen 1, 2 (1987).
- 3 Die Gemeinde schreibt demgegenüber auf ihrer Homepage: »Am 02. Dezember 1934 wurde der Hindenburgturm als Denkmal für die Gefallenen des 1. Weltkrieges eingeweiht. [...] Der Turm war nach seiner Fertigstellung vor allem ein Bekenntnis des unter der Verwaltung des Völkerbundes stehenden Saargebietes zu Deutschland, heute jedoch gilt er als Symbol für Frieden und als Mahnmal gegen den Krieg.« <<https://bit.ly/2YQH8ai>> zuletzt besucht am 6.4.2019.
- 4 Janson, Karl H.: Riegelsberg und seine alten Ortsteile. Erfurt 2012, S. 124; Herrmann, Hans-Walter: Püttlingen in bewegter Zeit. Püttlingen 2008, S.196.
- 5 Auch Dr. Sabine Graf, SZ-Mitarbeiterin, sieht in dem Riegelsberger Denkmal ganz klar eine militaristische Machtdemonstration. Vgl hierzu: Graf, Sabine: Ein Mahnmal gegen den Krieg. In: Online-Präsenz der *Saarbrücker Zeitung* am 3.8.2009. <<https://bit.ly/2Id6CKb>> zuletzt eingesehen am 6.4.2019.
- 6 Heimatkundlicher Verein Köllertal e.V.: Der Köllertaler Bote. 39 (2014), S.8. Zur Kontextualisierung: Es handelt es sich bei H.-J. Klein übrigens genau um das Heusweiler AfD-Mitglied, das sich 2017 einen IQ-Test für seine Partei wünschte. Hierzu: Kirch, Daniel: Saar-AfD stimmt über IQ-Test für Neumitglieder ab. In: Online-Präsenz der *Saarbrücker Zeitung* am 16.11.2017. <<https://bit.ly/2zKmnDt>> zuletzt eingesehen am 7.4.2019.
- 7 Dittgen, Fredy: Streit um Feier am Hindenburgturm. »Ich finde das Ganze zu militärisch«. In: Online-Präsenz der *Saarbrücker Zeitung* am 17.3.2013. <<https://bit.ly/2UGWkHM>> zuletzt eingesehen am 7.4.2019.
- 8 Kiefer, Fred: Namenstafeln im Hindenburgturm für Gefallene: Noch ein Versuch. In: Online-Präsenz der *Saarbrücker Zeitung* am 2.4.2019. <<https://bit.ly/2IqDP3I>> am 7.4.2019.
- 9 Dittgen, Fredy: Erinnerung an 471 Gefallene. In: Online-Präsenz der *Saarbrücker Zeitung* am 23.6.2015. <<https://bit.ly/2Kg-II3I>> zuletzt eingesehen am 6.4.2019.
- 10 Saarländischer Rundfunk 2015. »Aktueller Bericht« vom 29.9.2015. Gesichert bei Youtube: <<https://bit.ly/2YQGIke>> zuletzt eingesehen am 7.4.2019.
- 11 Aufruf der *Antifa Saar* auf dem Blog der Gruppe. »Gegen den Deutschen Opfermythos« <<https://bit.ly/2U4N5gb>> zuletzt eingesehen am 6.4.2019.
- 12 Ingbert Horn im Radiobeitrag vom 5.10.2015 (Stelle 1:22 min); Beitrag abhörbar bei Youtube: <<https://bit.ly/2GaaTM1>> zuletzt eingesehen am 7.4.2019.
- 13 Gemeinde Riegelsberg: Riegelsberger Wochenpost. Heimat und Bürgerzeitung. 9, 2016, S. 15.
- 14 Ebd.10, 2016, S. 14.
- 15 Eine Dokumentation der Arbeit des Aktionsbündnisses findet sich auf ihrem Blog: <<https://bit.ly/2YQHuxE>>, zuletzt eingesehen am 6.4.2019.

Im Saarland nicht weiter beachtet

Die zweite Karriere des Saarbrücker Oberbürgermeisters Hans Neikes bei Albert Speer

Von Dirk Amsel

An den früheren Oberbürgermeister Hans Neikes (1881–1954) erinnert heute – 65 Jahre nach seinem Tod – eine nach ihm benannte Turnhalle und eine kleine Straße in der Saarbrücker Innenstadt. Neben diesen Würdigungen unterhält die Stadt Saarbrücken für Neikes eine Ehrengrabstätte für verdiente Persönlichkeiten. Teile von Neikes' Biografie liegen jedoch bis heute im Dunkeln. Worin gründet die Würdigung von Neikes als verdiente Persönlichkeit, und worin bestehen seine Verdienste für Saarbrücken?

Neikes wurde von den Stadtverordneten des Stadtrates 1921 zum Bürgermeister gewählt. Als Dezernent war er für die Hauptverwaltung, die Finanz- und Kassenverwaltung, die Theaterverwaltung und die Vertretung der Stadt in Aufsichtsräten von Unternehmen mit städtischer Beteiligung zuständig.¹ Zudem saß Neikes im Aufsichtsrat der Vereinigten Saar-Elektrizitäts-AG. Dabei habe er sich »in seiner Rolle als Statthalter der preußischen Interessen im Saargebiet immer und überall mit großer Tatkraft für die saarländischen Belange eingesetzt.«² Auf der Internetseite des Stadtarchivs Saarbrücken ist zu lesen, dass »Oberbürgermeister Dr. Neikes unbestritten für die Entwicklung der Stadt Saarbrücken nach 1921, insbesondere auf kulturellem Gebiet«,³ Bedeutung habe. Diese Darstellung dürfte unter anderem auf der recht positiven Darstellung von Neikes in einem von dem ehemaligen Leiter des Stadtarchivs, Fritz Jacoby, verfassten Artikel fußen.⁴ Darin wird herausgestellt, dass Neikes sich trotz seiner Neutralitätspflicht als Beamter den Interessen seines Dienstherrn (der Völkerbundregierung) zugunsten saarländischer oder nationaler Interessen in verschiedenen Belangen widersetzte.⁵ Zudem habe sich Neikes im Vorfeld der Saarabstimmung von 1935 in besonderem Maße für die Deutsche Front⁶ (und damit auch den für den An-

schluss des Saargebietes an Hitlerdeutschland) eingesetzt. Begründet wird Neikes' Bedeutung auch damit, dass während seiner Amtszeit mit Hilfe amerikanischer und englischer Anleihen städtische Einrichtungen wie Sportplätze, ein Hallen- und ein Freibad gebaut sowie eine Stadtbibliothek und ein Heimatmuseum eröffnet wurden. Zudem nahm in dieser Zeit die Volkshochschule ihre Tätigkeit auf. Außerdem wird darauf hingewiesen, dass Neikes als Vorsitzender des Aufsichtsrates der »gemeinnützigen Musik und Theatergesellschaft mbH« zu deren Aufschwung beigetragen habe.

Die Darstellung der vermeintlichen Verdienste Neikes' wirft jedoch gewisse Fragen auf, beispielsweise, ob die Bedeutung, die man Neikes bei der Entwicklung Saarbrückens zur »Großstadt« zuschreibt, nicht doch überschätzt wird. War es Neikes als Oberbürgermeister während seiner Amtszeit tatsächlich möglich gewesen, Projekte wie den Bau von Schwimmbädern oder die Eröffnung einer Stadtbibliothek in der Art eines »guten Königs« im Alleingang anzuordnen? Neikes befand sich in der komfortablen Lage, dass aus dem Reich Gelder flossen, um die deutsche Kultur zu fördern und einen befürchteten Einfluss des Völkerbunds und der französischen Kultur zu vermindern. Dass Saarbrücken in den zwanziger Jahren kulturell und wirtschaftlich boomte, hatte zudem strukturelle Ursachen. Der enorme Bedarf des französischen Staates an Kohle zur Stahlproduktion, um den Wiederaufbau nach den Verheerungen des Ersten Weltkrieges zu leisten, kurbelte die Wirtschaft an. Zudem blieb die saarländische Bevölkerung durch die wirtschaftliche Angliederung an Frankreich und dadurch, dass der Franc ab dem 1. Juni 1923 zum alleinigen Zahlungsmittel wurde, vom sozialen Desaster der Endphase der Hyperinflation in Deutschland weitgehend verschont.⁷ Ein relativer



In vorausseilendem Gehorsam überbrachte eine Delegation saarländischer Kommunalbeamter unter der Leitung des Saarbrücker Oberbürgermeisters Hans Neikes (3.v.r.) Adolf Hitler bereits am 9. Oktober 1934 die Ehrenbürgerrechte der beiden größten saarländischen Städte Saarbrücken und Neunkirchen (© Sammlung der Staatskanzlei des Saarlandes).

materieller Wohlstand⁸ und das Phänomen »Freizeit« erreichten in den zwanziger Jahren auch die Arbeiterschicht.⁹

Im Vorfeld der Saarabstimmung fand Neikes große Zustimmung bei Bevölkerungsteilen, die seine Begeisterung für Hitler, sein Engagement für die Deutsche Front und seine ablehnende Haltung gegenüber dem Völkerbund teilten. Mit der Saarbrücker Sozialdemokratie hingegen lieferte sich Neikes ab 1933 erbitterte Auseinandersetzungen.¹⁰ In kommunistischen Kreisen war er verhasst. Dies lässt sich an den Texten Erich Weinerts (»Der Diktator von Saarbrücken«¹¹) und Ilja Ehrenburgs (»Die Saar«¹²) ablesen. Weinert beschreibt Neikes als »Göringsurrogat«, als faschistischen Hitlerverehrer, der einen Kommunisten »in Eisen legen« ließ. Ehrenburg wirft Neikes vor, dass er sein Amt als Oberbürgermeister zugunsten persönlicher wirtschaftlicher Interessen im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender der Elektrizitätsgesellschaft missbrauchen würde – eine Einschätzung, mit der Ehrenburg nicht alleine dasteht. So wird z.B. von Thomas Hertzog darauf hingewiesen, dass mit Neikes als Aufsichtsratsvorsitzendem der Vereinigten Saar-Elektrizitäts-AG »die Verquickung von öffentlichen Ämtern und wirtschaftlichen Interessen ins Unerträgliche gesteigert worden«¹³ sei.

Darüber hinaus hat sich Neikes im Vorfeld der Saarabstimmung dem Nationalsozialismus angebedert. In seinen Geleitworten zur Saarkundgebung von 1933 schreibt er:

»Man kann zwar ein Gebiet internationalisieren, niemals aber einer Bevölkerung, welche national denkt und empfindet, eine internationale Gesinnung aufzwingen. Deshalb drängt sich machtvoll und unwiderstehlich Blut zu Blut, damit wieder eins werde, was vorher eins gewesen ist und von Natur aus nur eins sein kann. Sieg Heil.«¹⁴

Trotz Flaggenverbots durch die Völkerbundverwaltung ließ Neikes 1934 an Hitlers Geburtstag das Saarbrücker Rathaus mit Hakenkreuzfahnen »schmücken« und auf dessen Balkon eine Hitlerbüste aufstellen. Im gleichen Jahr verlieh er Hitler die Ehrenbürgerschaft der Stadt Saarbrücken.¹⁵ Neikes sah eine »gleichgeschaltete« Gesellschaft nationalsozialistischer Prägung und die Ausschaltung politisch Andersdenkender¹⁶ als »unabdingbare Voraussetzung für den nationalen Wiederaufbau« an.¹⁷ Auf einer Fotografie von den Feierlichkeiten zur Gleichschaltung der saarländischen Turnerschaft sitzt er neben Hermann Röchling in der ersten Reihe.¹⁸ Dazu passt, dass er 1934 den der Arbeiterbewegung zugehörigen »Freien Turnern« untersagte, ein internationales Sportfest mit Gästen aus Belgien, Frankreich, der Schweiz und Holland auf Saar-

brücker Sportplätzen auszurichten. Neikes begründete die ablehnende Haltung der Stadtverwaltung gegenüber der Regierungskommission, bei der sich die Arbeitervereine beschwert hatten, folgendermaßen:

»Die Stadt hat dem Arbeiter-Sportkartell den Saalbau und städt. Plätze nicht überlassen, weil sie aus städt. Räumen und Anlagen Veranstaltungen fernhalten will, die in Widerspruch zu der Mehrheit der Bevölkerung stehen und daher Anlass zu Zwischenfällen und Unruhen geben könnten. (...) Das Arbeiter-Sportkartell hat die Teilnahme von Tausenden ausländischen Arbeitersportlern aus Belgien, Frankreich, Schweiz und Holland, dagegen nicht von deutschen Vereinen in Aussicht gestellt. Diese einseitige Heranziehung ausländischer Vereine legte die Gefahr eines entschiedenen Widerspruchs der einheimischen Bevölkerung nahe, die die Stadt aber in ihren Einrichtungen unbedingt vermeiden will.«¹⁹

Man kann darüber spekulieren, ob Neikes sich dem Nationalsozialismus aus voller Überzeugung, zugunsten einer Wiederherstellung der nationalen Einheit und/oder auch aus Angst um seine Stellung als Oberbürgermeister zuwandte. Entsprechend kontrovers dürften die Meinungen zu der Frage sein, ob Neikes Anbiederung an den Nationalsozialismus bereits dazu geeignet wäre, eine Würdigung von Neikes im öffentlichen Raum von Saarbrücken infrage zu stellen. Eine diesbezügliche umfassende Debatte wurde bislang lediglich in Ansätzen geführt.²⁰

Kurzfristig hatte Neikes Anbiederung an den Nationalsozialismus wenig gefruchtet, der stellvertretende Landesführer der NSDAP-Saar, Carl Eckert, spottete, dass Neikes sich durch sein Verhalten »bloß ein braunes Röckchen verdienen« wolle.²¹ Letztlich musste Neikes im Laufe der auf die Saarabstimmung folgenden Rückgliederung sein Amt niederlegen. Wegen seiner nichtnationalsozialistischen bzw. einer eher dem Zentrum nahestehenden politischen Vergangenheit ersetzten ihn die neuen Machthaber durch Ernst Dürrfeld, der schon länger ihrer Bewegung angehörte.²² Langfristig hat sein Engagement im Sinne des Nationalsozialismus es ihm jedoch erleichtert, eine zweite Karriere als Mitarbeiter (1938-1945) bei Albert Speer zu beginnen.

Neikes' Tätigkeit bei der Generalbauinspektion der Reichshauptstadt Berlin

Albert Speer wurde nach dem Krieg wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 20 Jahren Haft verurteilt. In den 60er und 70er Jahren gelang es ihm, ein geschöntes Bild von seiner Beteiligung am Nationalsozialismus zu verbreiten. Wissenschaftliche Forschungen konnten dies jedoch revidieren. So ist heute u. a. bekannt, dass Speer für den Ausbau des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau zuständig war. Zudem veranlasste er den Bau des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof. Die Generalbauinspektion unter Speer war Nutznießer des KZs Sachsenhausen und seiner Außenlager, wie z. B. des Klinkerwerks Oranienburg. Zudem war die Generalbauinspektion (GBI) in erheblichem Maße an Planung, Genehmigung und Bau von mehr als 1000 Zwangsarbeiterlagern beteiligt. Rund 75 dieser Lager betrieb die GBI bis Kriegsende gar selbst. Das wirft die Frage auf, warum die Mitarbeit von Neikes bei Speer als Leiter der Rechtsabteilung der Generalbauinspektion im Saarland höchstens erwähnt wird, jedoch bislang keinerlei inhaltliche Betrachtung erfahren hat.

Neikes war eine Person mit vielen Facetten. 1933 hat sich der damalige Oberbürgermeister noch auf Bitte von Felix Lederer – dem jüdischen Generalmusikdirektor des Stadttheaters Saarbrücken – dafür eingesetzt, dass dieser seine Pensionsansprüche behalten konnte, um die Lederer im Nationalsozialismus fürchten musste.²³ Im gleichen Jahr hatte sich Neikes folgendermaßen geäußert: »Wenn also ein Jude sich bereit erklärt, an diesem Aufbau (eines »deutschen nationalen Staates«) mitzuwirken, wird er mit meinem Willen nicht von der Mitarbeit ausgeschlossen werden.«²⁴ Man kann demzufolge annehmen, dass Neikes vor der Saarabstimmung von 1935 kein glühender Antisemit im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie war. Als Leiter der Rechtsabteilung bei der Generalbauinspektion in Berlin war er jedoch in einer Behörde tätig, die die Entsiedelung und Enteignung von etwa 50.000 Menschen jüdischen Glaubens betrieb. Dabei arbeitete die GBI Hand in Hand mit der Gestapo, die die Entsiedelung in der Deportation münden ließ. Aufschluss über die

diesbezüglichen Tätigkeiten der GBI gibt ein bereits 2002 von der renommierten Historikerin Susanne Willems veröffentlichtes Buch mit dem Titel »Der entsiedelte Jude – Albert Speers Wohnungsmarktpolitik für den Berliner Hauptstadtbau«.

Im Anschluss an die Novemberpogrome von 1939 begann die Rechtsabteilung der GBI damit, die von Menschen jüdischen Glaubens bewohnten sowie die durch deren Flucht verlassenen Wohnungen systematisch zu erfassen. Dieser Wohnraum sollte im Rahmen der Neugestaltung der Hauptstadt zunächst als Ersatzwohnraum für Mieter dienen, deren Wohnungen zugunsten der neuen Bauvorhaben für die Hauptstadtgestaltung abgerissen wurden.²⁵ Unter Beteiligung von Neikes lieferte die Rechtsabteilung der GBI eine Stellungnahme als Argumentationshilfe, um Mieterrechte einzuschränken und die Räumung privater Wohnungen zu ermöglichen.²⁶

Die Organisation der »Umsiedlung« wurde von der Hauptabteilung II/4 von Speers Behörde geleistet.²⁷ Diese unterstand nicht der Leitung von Neikes. Wohnungen von Mietern jüdischen Glaubens, die noch nicht geflohen waren, wurden geräumt. Die GBI erstellte Räumungslisten für jüdische Wohnungen und ordnete die Räumungen an. Diese erfolgten kündigungsfrei. »Im Auftrag des GBI hatte die Wohnungsberatungsstelle der Jüdischen Kultusvereinigung oder die Berliner Gestapo als deren Aufsichtsbehörde die Räumungen durchzusetzen.«²⁸ Die Bewohner wurden in Abbruchhäusern einquartiert,²⁹ oder sie mussten sich bei anderen Menschen jüdischen Glaubens einquartieren. Man pferchte sie in einem »Schachtelwohnraum« zusammen.³⁰ Ab 1941 stellte die GBI ihre Listen von jüdischen Mietern der Berliner Staatspolizeileitstelle zur Verfügung, damit diese die Deportation in die Wege leiten konnte.³¹ Die dadurch frei werdenden Wohnungen wurden wiederum von der GBI verwertet. Verwertet heißt, die GBI vergab Mietberechtigungsscheine an Personen, denen sie ein Mietverhältnis – häufig im Rahmen von wechselseitigen Gefälligkeiten – zugestand.³² Renovierungs- bzw. Instandsetzungskosten für den beschlagnahmten Wohnraum stellte die GBI zunächst der Jüdischen Kultusvereinigung in Rechnung.³³ Später ging man dazu über, diese Kosten

aus dem beschlagnahmten Vermögen der deportierten Personen zu begleichen.³⁴ Außerdem änderte sich die Verfahrensweise 1941 insofern, als die gekündigten Menschen jüdischen Glaubens sich am Tag ihrer Räumung mit leichtem Gepäck zur Deportation bereithalten mussten.³⁵ Die Generalbauinspektion plante die Massendeportation nun für den Räumungsprozess ein.³⁶ Die deportierten Personen kamen in Vernichtungslager oder vorläufig in Zwangsarbeiterlager, die u. a. Straßenbauprojekte für Speers Rüstungsministerium umsetzen mussten.³⁷

Dass Neikes als Leiter der Rechtsabteilung über diese Vorgänge im Bilde war, wird an folgenden Beispielen deutlich: 1943 fiel der Gestapo auf, dass der ehemalige Mitarbeiter Otto Schmidt der Hauptabteilung II/4 der GBI in unbefugter Weise versucht hatte, etwa 30 Personen jüdischen Glaubens bei der Gestapo von der »Evakuierung« zurückstellen zu lassen. Neikes stellte diesbezüglich gegenüber der Gestapo klar, dass es ganz ausgeschlossen sei, dass der Mitarbeiter befugt gewesen sei, selbstständig einen solchen Antrag zu stellen.³⁸ Neikes vereinbarte mit der Staatsanwaltschaft, weitere Ermittlungen zu diesen Vorgängen in seiner Behörde einzustellen, damit deren Ruf keinen Schaden litt.³⁹ Gegen Personen, die den Kontakt zwischen dem beschuldigten Mitarbeiter und den Menschen jüdischen Glaubens, die sich zu retten versucht hatten, hergestellt hatten, wurde hingegen Anklage erhoben.⁴⁰ Otto Schmidt hatte bereits 1942 nach Ermittlungen von Neikes wegen Unregelmäßigkeiten bei der Ausgabe von Mietberechtigungsscheinen den Dienst quittieren müssen.⁴¹ Um zukünftig zu verhindern, dass Juden versuchen könnten, sich der Deportation zu entziehen, sorgte die GBI dafür, dass Benachrichtigungen über eine Wohnungskündigung, die auf eine drohende Deportation schließen ließen, den Betroffenen fortan nicht mehr zugesandt wurden.⁴²

Da Neikes' Beteiligung an den erwähnten Vorgängen nicht im Zentrum des Buches von Willems steht, wird Neikes' Mitarbeit an den Verbrechen der GBI zwar erwähnt, jedoch nicht näher betrachtet. Im Bundesarchiv Berlin und im Landesarchiv Berlin lagern jedoch Teile der Unterlagen der GBI, die über die Rolle von Neikes Aufschluss geben.

Neikes und die Zwangsarbeiterlager der GBI

Neikes' Arbeit hatte durchaus Berührungspunkte mit der Entmietung der jüdischen Bevölkerung durch die Abteilung II/4 der GBI, die die »Umsiedlung« organisierte. Er erhielt Auflistungen der Kosten für die Renovierung der Wohnungen, aus denen Menschen jüdischen Glaubens geräumt worden waren. Darauf sind die Summen vermerkt, die man der jüdischen Kultusvereinigung in Rechnung gestellt hatte. Neue Mieter waren nichtjüdische Personen, die ihre Wohnung zugunsten von Bauvorhaben der GBI hatten aufgeben müssen. Für die Wohnung, die von dem neuen Mieter Rudolf Müller in Anspruch genommen wurde, hatte man der jüdischen Kultusvereinigung für Maler- und Entwesungsarbeiten 503,81 RM in Rechnung gestellt. Zudem wurde Neikes aufgefordert 197,80 RM Umzugskosten zu erstatten⁴³ – jedoch nicht an den neuen Mieter, sondern an das Hauptamt für Verwaltung und Wirtschaft, in dem sich die erwähnte Abteilung II/4 befand. Der gleiche Vorgang mit vergleichbaren Summen landete für die neuen Mieter Gustav Spies,⁴⁴ Richard Strauss⁴⁵ und P. Schneider⁴⁶ auf Neikes' Schreibtisch.

Zu Neikes' Aufgabenbereichen gehörte es zudem, Grundstücke für die Errichtung von Zwangsarbeiterlagern zu requirieren sowie günstige wirtschaftliche Bedingungen für den Erwerb der Grundstücke und für den Betrieb der Zwangsarbeiterlager zu schaffen. Neikes beriet etwa 1942 die Lagerleitung des Zwangsarbeiterlagers Arbeiterstadt »Große Halle« im Hinblick auf die Umsatzsteuer, die auf Zahlungen für Unterkunft und Verpflegung durch den Bauherrn (die GBI) zu leisten waren. In einem diesbezüglichen Schreiben formulierte er:

»An sich müssen die Arbeiter selbst die Unterkünfte, die sie in der Arbeiterstadt genießen, an den GBI bezahlen. Aus Gründen des sicheren Eingangs der Unterkunftsgelder wird der Bauunternehmer dazwischen geschaltet. Dieser zahlt die Unterkunftsgelder für die bei ihm tätigen Arbeiter an die Arbeiterstadt und hält dann den Arbeitern den von ihm vorauslagten (sic!) Betrag vom Lohn ab.«⁴⁷

Für den Bau des von Neikes errichteten Zwangsarbeiterlagers 1660 forderte er ein

Grundstück bei der Grundstücksverwaltung des Bezirksamtes Schöneberg an. Das Grundstück umfasste 85.505 m². Neikes schlug der Grundstücksverwaltung vor, dass er als »Miete« für die Inanspruchnahme des Geländes die anfallende Grundsteuer für das Grundstück und die dazugehörige Straßenreinigungsgebühr bezahlen würde.⁴⁸ Dieses dürftige Angebot fand beim Bezirksamte offensichtlich keine Zustimmung. Drei Monate später (im Juni 1943) schrieb Neikes das Hauptliegenschaftsamt der Reichshauptstadt an und bat darum, ihm zu bestätigen, dass der ermäßigte Mietpreis für die Barackenlager der Deutschen Arbeitsfront (DAF), der 1942 durch den Oberbürgermeister verfügt worden war, auch für die Barackenlager der GBI gilt. Bisher war dies nicht der Fall, und Neikes wollte auf diese Weise eine bessere Verhandlungsposition erlangen, da mit dem Bezirksamte noch keine Einigung über einen Mietpreis für das Zwangsarbeiterlager 1660 erfolgt war. Neikes begründete sein Anliegen damit, dass es sich bei den Zwangsarbeiterlagern der GBI um kriegsbedingte Maßnahmen im öffentlichen Interesse handele.⁴⁹ Bei den weiteren Verhandlungen lieferte Neikes u. a. folgende Argumente:

»Die Rüstungsfirmen, für deren Arbeiter die Lager bestimmt sind, zahlen für Wohnung und Kost einen so minimalen Satz, dass daraus eine nach dem vollen Bodenwert berechnete Platzmiete nicht bestritten werden kann. Die Notwendigkeit der Fernhaltung der ausländischen Arbeiter von der Bevölkerung gilt für die Lager des GBI genauso wie für die Lager der DAF.« Das heißt also, die geringen Zahlungen für Wohnung und Kost der Zwangsarbeiter durch die Rüstungsfirmen wurden durch die GBI für die Platzmiete verwendet, reichten dafür aber nicht aus. Es stellt sich die Frage, warum ausländische Zwangsarbeiter von der Bevölkerung ferngehalten werden müssen. Neikes folgt hier der nationalsozialistischen Sichtweise, dass ausländische Zwangsarbeiter grundsätzlich als schädliche Feinde einzustufen sind. Zudem sollte die Bevölkerung im Hinblick auf die menschenverachtende Behandlung der Zwangsarbeiter keinesfalls zu Mitleid oder Empathie veranlasst werden. Nachdem Neikes ausgeführt hat, dass die Rüstungskonzerne eigentlich genug verdienten, um Miete zahlen zu können, fährt er folgendermaßen fort:

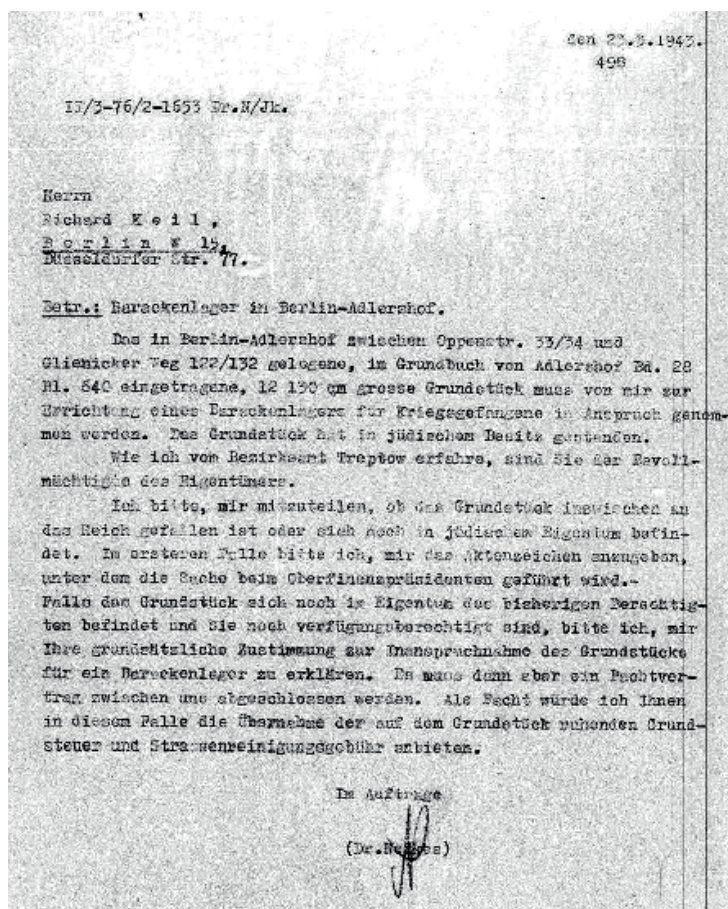
»Dagegen muss ich für die von mir errichteten Lager, die in meinem Eigentum und in meiner Bewirtschaftung geblieben sind oder in Zukunft bleiben werden – es handelt sich dabei in Zukunft nur um die sog. Sammellager, die Arbeiterdurchgangslager und den Teil der Gemeinschaftslager, die in der Bewirtschaftung des Reiches bleiben –, die Anwendung der Anordnung des OB. aus dem Dbl. II 84 vom 25.11.42 wegen völlig gleicher Verhältnisse mit den Lagern der DAF in Anspruch nehmen.«⁵⁰

Auch hier drängt Neikes darauf, dass Betreiber der Zwangsarbeiterlager der GBI in den Genuss des vom Oberbürgermeister für die Lager der DAF verfügbaren ermäßigten Mietsatzes kommen sollten. Dieses Zitat verdeutlicht, dass Neikes in seiner Eigenschaft als Leiter der Rechtsabteilung der GBI Errichter und Bewirtschafter von Zwangsarbeiterlagern war und sich auch selbst so verstand. Zudem war er Betreiber eines Zwangsarbeiterlagers, in dem Zahlungen

der Rüstungsfirmen für Wohnung und Kost für die Platzmiete verwendet wurden und nicht einmal für diese ausreichten. Wenn man dieser Logik folgt, legt dies den Schluss nahe, dass Neikes für die Kost der Häftlinge keine oder wahrscheinlich nur geringe finanzielle Mittel vorsah.

Bezüglich des Zwangsarbeiterlagers 1663 in Berlin-Zehlendorf argumentierte er fast identisch wie bei Lager 1660: »Der GBI erhält dagegen für die in seinen Barackenlagern untergebrachten Arbeiter von den Rüstungsbetrieben einen so geringen Satz für Wohnung und Verpflegung, dass daraus keine erhebliche Platzmiete bestritten werden kann.«⁵¹ Hier bot Neikes dem Bezirksbürgermeister einen Pachtsatz von 0,10 RM/m² jährlich an. Bei Finanzbehörden bemühte er sich um eine Befreiung von der Grundsteuer für Grundstücke mit Zwangsarbeiterlagern.⁵² Von der Grundstücksverwaltung des Bezirksamtes Treptow forderte er ein Grundstück für die Errichtung

eines Lagers für 700 Personen an. Hier schlug er als Pacht ebenfalls die Übernahme der Grundsteuer und der Straßenreinigungsgebühr vor.⁵³ Der Berliner Kindl Brauerei bot er für die Inanspruchnahme eines Grundstückes für die Errichtung eines Zwangsarbeiterlagers die Übernahme der Steuern und öffentlichen Lasten des Grundstückes an.⁵⁴ Auch bemühte sich Neikes um ein Grundstück, das in jüdischem Eigentum gestanden hatte. So stellte er eine Anfrage, ob das entsprechende Grundstück infolge der Enteignung schon »an das Reich gefallen« sei und bat um Zustimmung für einen dortigen Bau des Zwangsarbeiterlagers 1653.⁵⁵ Es stellte sich jedoch heraus, dass das Grundstück schon an die DAF verkauft worden war.⁵⁶



Neikes erkundigt sich nach einem Grundstück, das in »jüdischem Besitz gestanden« habe, um dort ein Zwangsarbeiterlager zu errichten (© Landesarchiv Berlin).

Neikes und das Außenlager des KZs Sachsenhausen »Klinkerwerk Oranienburg«

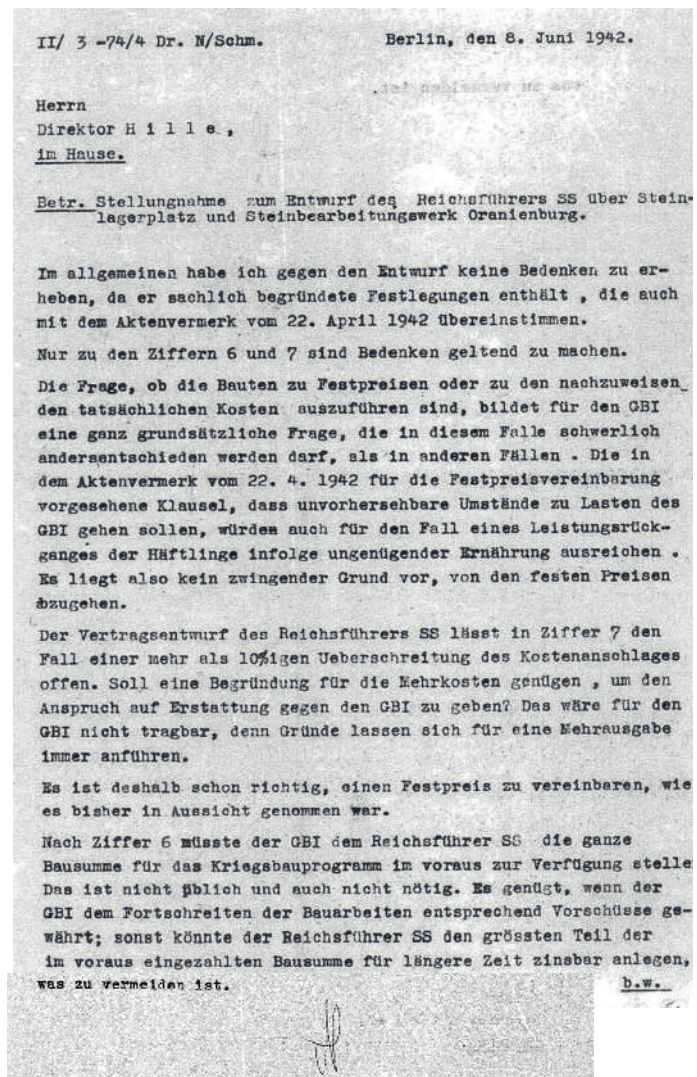
Neben dem Erwerb von Grundstücken zur Errichtung von Zwangsarbeiterlagern kaufte Neikes 1944 auch Grundstücke an, die im Auftrag der GBI für das bereits bestehende berüchtigte Außenlager des KZs Sachsenhausen »Klinkerwerk Oranienburg« verwendet wurden. Einmal kaufte er ein Grundstück von dem privaten Grundbesitzer Friedrich Badtkke⁵⁷ für das »Werksteinlager in Oranienburg« an, ein andermal von der sich im Besitz der SS befindenden Deutschen Erd- und Steinwerke GmbH (DEST), um eine Anschlussbahn an das KZ-Außenlager zu bauen.⁵⁸ Die DEST betrieb Steinbrüche, Ziegeleien und Steinbearbeitungsanlagen. Der Bau des »Klinkerwerks Oranienburg« erfolgte mit Krediten durch die GBI an die DEST. Diese Kredite sollten innerhalb von zehn Jahren mit Steinlieferungen aus den Sachsenhäuser KZ-Betrieben verrechnet werden. »Der GBI wurde Bauherr der seit August 1940 geplanten Lagerplätze und Werkstätten für die Steinbearbeitung Oranienburg II. Seit 1941 setzte die SS mehrere tausend Gefangene des KZ Sachsenhausen als ‚Kommando Speer‘ zum Aufbau und Betrieb dieser Steinbearbeitungsanlagen des GBI ein.«⁵⁹

Das »Klinkerwerk Oranienburg« galt als »Todeslager« und als das brutalste unter den Einrichtungen des KZs Sachsenhausen. Dort kam es täglich zu etwa 5 bis 10 Todesopfern – manchmal auch zu 30 oder 40. Neben den Personen, die an

Entkräftung starben, wurden hunderte von Personen durch die SS gezielt ermordet.⁶⁰ Noch heute befinden sich im Boden des Geländes sowie im davor liegenden Kanal die sterblichen Überreste zahlreicher Opfer.

Bezüglich des Ankaufs des Grundstückes von der DEST (1944) teilte Neikes dem zuständigen Finanzamt mit, dass keine Grunderwerbssteuer zu zahlen sei, da der Erwerb der Neugestaltung der Reichshauptstadt diene.⁶¹ Zudem verfasste Neikes 1942 eine Stellungnahme zu einem Vertrag mit der SS für neue Lagerbauten des Klinkerwerkes. Dabei äußerte er folgende Bedenken:

»Die Frage, ob die Bauten zu Festpreisen oder zu den nachzuweisenden tatsächlichen



Neikes rät zu Festpreisen aufgrund eines antizipierten »Leistungsrückganges der Häftlinge infolge ungenügender Ernährung«. (© Landesarchiv Berlin).

Kosten auszuführen sind, bildet für den GBI eine ganz grundsätzliche Frage, die in diesem Falle schwerlich anders entschieden werden kann als in anderen Fällen. Die in dem Aktenvermerk vom 22.4.1942 für die Festpreisvereinbarung vorgesehene Klausel, dass unvorhergesehene Umstände zu Lasten des GBI gehen sollen, würden auch für den Fall eines Leistungsrückganges der Häftlinge infolge ungenügender Ernährung ausreichen. Es liegt also kein zwingender Grund vor, von den festen Preisen abzugehen.«⁶²

Neikes schlug also vor, im Hinblick auf die Errichtung von KZ-Bauten des Klinkerwerks Oranienburg durch ungenügend ernährte und dadurch leistungsschwache KZ-Häftlinge unter Aufsicht der SS Festpreise zu formulieren. Dieser Vorschlag wurde in den geänderten Vertragsentwurf aufgenommen. In einem Auszug aus den Akten lautet die Änderung folgendermaßen: »Den Bau des Lagerplatzes sollte die Dest zu einem Festpreis übernehmen (Bl.83); als Bauherr ist der GBI bestimmt worden (Bl.83) Der GBI seinerseits verpachtet die Anlagen, die in seinem Eigentum stehen, an die Dest (Bl.84).«⁶³

Außerdem verhandelte Neikes mit dem Reichskommissar für die Preisbildung, Referent Stadtrat Becker, im Hinblick auf die Preise für Ankauf und Pacht von Waldflächen durch GBI und Reichsführer SS zugunsten des Baus neuer Lagerbaracken in Oranienburg. Diese werden von Neikes als »Durchgangslager Wilhelmshagen und Rehbrücke« bezeichnet. Da der Ankauf durch Reichsführer SS und GBI erfolgen sollte, das Gelände in Oranienburg liegt und das entsprechende Dokument in den Akten unter dem Oberbegriff »Steinlieferungsverträge« einsortiert ist, stehen diese Gelände vermutlich in Verbindung mit dem »Klinkerwerk Oranienburg«. In diesem Zusammenhang sicherte Neikes dem Forstfiskus eine Entschädigung zu, da der Bau der neuen Baracken zu einer Erschwerung der Forstwirtschaft auf den benachbarten Grundstücken geführt hatte.⁶⁴ In einem Schreiben teilt Neikes dem Forstamt Potsdam mit, dass er für das »Durchgangslager Wilhelmshagen« im Hinblick auf einen vorgeschlagenen Flächenmietpreis keine Bedenken habe.⁶⁵

Zusammenfassung und Ausblick

Im Vorfeld der Saarabstimmung von 1935 wurde Neikes zu einem Anhänger Hitlers, verlieh diesem die Ehrenbürgerschaft der Stadt Saarbrücken und engagierte sich im Saargebiet für eine gleichgeschaltete Gesellschaft. Von 1938 bis 1945 war Neikes Leiter der Rechtsabteilung der Generalbauinspektion in Berlin. In dieser Funktion hat er die Entsiedelung von ca. 50.000 Menschen jüdischen Glaubens nicht selbst organisiert, war jedoch über diesen Vorgang umfassend informiert. In Fällen, in denen dieser Vorgang nicht vorschriftsmäßig erfolgte, führte er Ermittlungen durch und kommunizierte diesbezüglich mit der Gestapo. Zudem beschaffte er Grundstücke für Zwangsarbeiterlager, ermöglichte den Betreibern wirtschaftliche Vorteile und war als Leiter der Rechtsabteilung der GBI auch selbst Betreiber und Errichter von Zwangsarbeiterlagern. Dabei nahm er billigend in Kauf, dass die Mittel, die für Unterkunft und Verpflegung zur Verfügung gestellt wurden, sehr gering waren bzw. verwendete diese für die »Platzmiete«. Zudem kaufte er Grundstücke zugunsten des KZ-Außenlagers »Klinkerwerk Oranienburg«, das dem KZ Sachsenhausen zuzuordnen ist und in dem zahlreiche Menschen ermordet wurden. Über die desolaten Lebensbedingungen der dortigen Häftlinge muss Neikes zumindest in Ansätzen im Bilde gewesen sein. Der hier als Bauherr für Häftlingsbaracken auftretenden GBI empfahl er, mit der SS Festpreise für die Bauten zu vereinbaren, da er die KZ-Häftlinge als ungenügend ernährt und deswegen wenig leistungsfähig einstufte.

1941 war Neikes bereits 60 Jahre alt, zudem erhielt er für seine Tätigkeit als Oberbürgermeister in Saarbrücken ein Ruhegehalt.⁶⁶ Außerdem ist anzunehmen, dass seine Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender der Saarbrücker Elektrizitätsversorgung finanziell vorteilhaft gewesen war. Demzufolge war Neikes finanziell nicht darauf angewiesen, seine Tätigkeit bei Albert Speer bis zum Kriegsende fortzuführen. Er entschied sich aus gänzlich freien Stücken, an den nationalsozialistischen Verbrechen mitzuwirken. Neikes' Anbiederung an den Nationalsozialismus im Vorfeld der Saar-



Auch heute noch wird Ex-Oberbürgermeister Neikes trotz seiner Tätigkeit im NS-System mit einer Straße und Turnhalle in Saarbrücken geehrt (© Sadija Kavgić).

abstimmung von 1935 und seine aktive Beteiligung als Schreibtischtäter an den Verbrechen der Generalbauinspektion haben im Saarland bislang nicht dazu geführt, dass die Würdigung seiner Oberbürgermeister-tätigkeit ernsthaft infrage gestellt wurde.

Dass Hans Neikes weiterhin als Namensgeber einer Straße und einer Turnhalle firmiert, dass ihm bis heute eine Ehrengrabstätte gewährt wird, erscheint angesichts des Ausmaßes seiner Verstrickung in den Nationalsozialismus als höchst problematisch.

Anmerkungen

- 1 Urheber anonym, zu finden unter: <https://scopearchiv.saarbruecken.de/detail.aspx?ID=27617>.
- 2 Herzig, Thomas: Geschichte der Elektrizitätsversorgung des Saarlandes unter besonderer Berücksichtigung der Vereinigten Saar-Elektrizitäts-AG, Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Band 17, Saarbrücken 1987, S.194.
- 3 Urheber anonym, zu finden unter: <https://scopearchiv.saarbruecken.de/detail.aspx?ID=27617> aufgerufen am 13.03.2019.
- 4 Jacoby, Fritz: Oberbürgermeister Hans Neikes, eine bedeutende Persönlichkeit im Saargebiet, in: FS zur 650jähr. Verleihung des Freiheitsbriefes an Saarbrücken und St. Johann 1971.
- 5 Jacoby, S.500 ff.
- 6 Jacoby, S.505 ff.
- 7 Urheber anonym, zu finden unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Abkommen_zwischen_den_Regierungen_der_Bundesrepublik_Deutschland_und_der_Französischen_Republik_über_das_Statut_der_Saar, aufgerufen am 13.03.2019.
- 8 Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hg.), Polzin-Haumann, Claudia (Hg.), Vatter, Christoph Vatter (Hg.): »Alles Frankreich oder was?« - Die saarländische Frankreichstrategie im europäischen Kontext / »La France à toutes les sauces?« - La 'Stratégie ... critiques (Jahrbuch des Frankreichszentrums, Bd. 15) Taschenbuch – 29. November 2017, S.44.

- 9 Hingegen nach der Rückgliederung ins deutsche Reich sah sich die saarländische Bevölkerung plötzlich niedrigeren Löhnen und gestiegenen Preisen ausgesetzt. Braun, Max; in: Schock (Hg.); »Haltet die Saar Genossen!«, Berlin; Bonn 1984, S. 197.
- 10 Jacoby, S. 504.
- 11 Weinert, Erich; in: Schock (Hg.) S.163 ff.
- 12 Ehrenburg, Ilja; in: Schock (Hg.) S.62 ff.
- 13 Hertzog, S.195.
- 14 Neikes, zitiert von Wettmann-Jungblut, Peter: Die Gesichter des Abstimmungskampfes, in: Linsmayer (Hg.); Der 13. Januar – Die Saar im Brennpunkt der Geschichte, Echolot, Band 1, Saarbrücken 2005, S.269.
- 15 Wettmann-Jungblut; in Linsmayer (Hg.); S.272.
- 16 Wettmann-Jungblut; in Linsmayer (Hg.); S.266 ff.
- 17 ebda.; S.267.
- 18 ebda.; S.275.
- 19 Urheber: Fläschner, Thomas: »Damit alle radfahrenden Arbeiter Saarabiens unserm Vereine zugeführt werden«, Die Geschichte des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bundes» Solidarität als Verband der Arbeiter-Sport- und Kulturbewegung an der Saar zwischen Kaiserreich und Nazi-Diktatur, zu finden unter: https://www.stiftung-demokratie-saarland.de/uploads/media/PDF_Dialog_25_WEB.pdf#page=114&zoom=auto,-246,595,S.152 aufgerufen am 13.03.2019.
- 20 1995 hatte sich der VVN – Bund der Antifaschisten darüber beschwert, dass die Neikesstraße nach Neikes benannt ist, da dieser sich als Wegbereiter des Faschismus engagiert habe. Zudem habe Neikes seinerzeit veranlasst, dass der Saarbrücker Kommunist Heinrich Detjen wegen kritischer Äußerungen zu drei Wochen Gefängnis verurteilt worden sei. In einem diesbezüglichen Artikel in der Saarbrücker Zeitung vom 11./12.03.1995 wurde die im Artikel von Fritz Jacoby enthaltene Vermutung zitiert (Jacoby, Fritz S.506), dass Neikes wohl kaum zum überzeugten Nationalsozialisten geworden sei. Die Stadt ließ in dem Artikel über ihren Pressesprecher mitteilen, dass sie derzeit keinen Handlungsbedarf für eine Umbenennung der Straße sehe.
- 21 Hertzog, S.194.
- 22 Jacoby, S.508.
- 23 Urheber: Schlösser, Susanne, zu finden unter: https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_1889?XSL.lexmlayout.SESSION=lexmperson_all, aufgerufen am 13.03.2019.
- 24 Wettmann-Jungblut; in: Linsmayer (Hg.); S. 268.
- 25 Willems Susanne: Der entsiedelte Jude – Albert Speers Wohnungspolitik für den Berliner Hauptstadtbau, 2. durchgesehene Auflage, Berlin 2018, S.104ff.
- 26 ebda.; S.225 Die Argumentationshilfe bezog sich in ihrem Wortlaut auf die Einschränkung von Mieterschutzbestimmungen im Allgemeinen und war nicht explizit auf die Mieterrechte von Menschen jüdischen Glaubens bezogen.
- 27 ebda.; S.194.
- 28 ebda.; S.185.
- 29 ebda.; S.163.
- 30 ebda.; S.183.
- 31 ebda.; S.187.
- 32 ebda.; S.258.
- 33 ebda.; S.265.
- 34 ebda.; S.318.
- 35 ebda.; S.280.
- 36 ebda.; S.280.
- 37 ebda.; S.436.
- 38 ebda.; S.327.
- 39 ebda.; S.349.
- 40 ebda.; S.350.
- 41 ebda.; S.328.
- 42 ebda.; S.351.
- 43 Schreiben der GBI Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft an die Transportstandarte Speer, z.H. Herrn Dr. Neikes, im Hause, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr. 144/3, Filmnummer: MF- Nr.60, laufende Filmnummer 0147.
- 44 Schreiben der GBI Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft an die Transportstandarte Speer, z.H. Herrn Dr. Neikes, im Hause, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr. 144/3, Filmnummer: MF- Nr.60, laufende Filmnummer 0213.
- 45 Schreiben der GBI Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft an die Transportstandarte Speer, z.H. Herrn Dr. Neikes, im Hause, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr. 144/3, Filmnummer: MF- Nr.60, laufende Filmnummer 0233.
- 46 Schreiben der GBI Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft an die Transportstandarte Speer, z.H. Herrn Dr. Neikes, im Hause, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr. 144/3, Filmnummer: MF- Nr.60, laufende Filmnummer 0177.
- 47 Schreiben Neikes' an die Arbeiterstadt »große Halle« Lagerleitung, zu finden in: Bundesarchiv Berlin R 4606 Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt; 3 Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft 3.3 Recht, Archivsignatur R4606/4771.
- 48 Schreiben Neikes' an das Bezirksamt des Verwaltungsbezirks Schöneberg vom 23.3.43, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr. 56, Beschaffung von Grundstücken zur Errichtung von Barackenlagern zugunsten der AEG und Firma Schwartzkopff in Wildau, Registratursignatur 76/2a/2, laufende Filmnummer 64.
- 49 Schreiben Neikes' an das Hauptliegenschaftsamt der Reichshauptstadt, z.H. Herrn Dr. Müller-Wieland vom 30.6.1943, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.127/2, Filmnummer: MF-Nr. 52 Lager 12-14, für ausländische Arbeiter, Biesdorf, Weissenhöherstraße, Alt Biesdorf, Globsoverstr. Registratursignatur 76/2/12, laufende Filmnummer 0023.

- 50 Schreiben Neikes' an das Hauptliegenschaftsamt der Reichshauptstadt, z.H. Herrn Dr. Müller-Wieland vom 6.8.43, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.127/2, Filmnummer: MF-Nr. 52 Lager, 12-14, für ausländische Arbeiter, Biesdorf, Weissenhöherstraße, Alt Biesdorf, Globsoverstr., Registratursignatur 76/2a/12, laufende Filmnummer 0024 ff.
- 51 Schreiben Neikes' an den Herrn Bezirksbürgermeister des Verwaltungsbezirks Zehlendorf vom 5.8.43, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr. 56, Beschaffung von Grundstücken zur Errichtung von Barackenlagern zugunsten der AEG und Firma Schwartzkopff in Wildau, Registratursignatur 76/2a/2, laufende Filmnummer 0060.
- 52 Schreiben Neikes' an die Hauptabteilung II/6 Berlin-Grünwald vom 10.05.44, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.127/2, Filmnummer: MF-Nr..52 Lager 12-14 für ausländische Arbeiter, Biesdorf, Weissenhöherstraße, Alt Biesdorf, Globsoverstr. Registratursignatur 76/2/12, laufende Filmnummer 0024 ff.
- 53 Schreiben Neikes' an das Bezirksamt Treptow vom 12.03.43, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr. 56, Beschaffung von Grundstücken zur Errichtung von Barackenlagern zugunsten der AEG und Firma Schwartzkopff in Wildau, Registratursignatur 76/2a/2, laufende Filmnummer 0014.
- 54 Schreiben Neikes' an die Berliner Kindl Brauerei AG, z.H. Herrn Generaldirektor Jahnke vom 12.02.43, zu finden in: . Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr. 56, Beschaffung von Grundstücken zur Errichtung von Barackenlagern zugunsten der AEG und Firma Schwartzkopff in Wildau, Registratursignatur 76/2a/2, laufende Filmnummer 0083.
- 55 Schreiben Neikes' an Richard Keil vom 23.3.43, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr. 56, Beschaffung von Grundstücken zur Errichtung von Barackenlagern zugunsten der AEG und Firma Schwartzkopff in Wildau, Registratursignatur 76/2a/2, laufende Filmnummer 0016.
- 56 Gesprächsnotiz Neikes' zur fernmündlichen Besprechung mit Herrn Richard Keil am 31.03.1943, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr. 56, Beschaffung von Grundstücken zur Errichtung von Barackenlagern zugunsten der AEG und Firma Schwartzkopff in Wildau, Registratursignatur 76/2a/2, laufende Filmnummer 0022.
- 57 Kaufvertrag zwischen Friedrich Badtke und Dr. Hans Neikes vom 20.09.44, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF-Nr.50 Allgemeines, Registratursignatur 74/1, laufende Filmnummer 0243 ff.
- 58 Kaufvertrag zwischen Dr. Heinrich Schneider und Dr. Hans Neikes vom 30.12.44, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr.50 Allgemeines, Registratursignatur 74/1, laufende Filmnummer 0268 ff.
- 59 Willems; S.22 ff.
- 60 Urheber: Dipl.-Pol. Biegel, Thomas zu finden unter: <http://www.geschichte-und-politik.info/politik/zeitgeschichte/sachsenhausen/strasse.html>, aufgerufen am 11.04.2019.
- 61 Schreiben Neikes' an das Finanzamt Börse Berlin C 2 vom 08.02.45, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF-Nr.50 Allgemeines, Registratursignatur 74/1, laufende Filmnummer 0274.
- 62 Schreiben Neikes' an Herrn Direktor Hille, im Hause, vom 08.06.42, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF- Nr.51 Allgemeines, Registraturnummer 74/4, laufende Filmnummer 0032 ff.
- 63 Dr. N/Jk., Auszug aus den Akten Werksteinplatz Oranienburg vom 29.04.43, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF-Nr.51 Allgemeines, Registraturnummer 74/4, laufende Filmnummer 0091 ff.
- 64 Besprechung Neikes' mit dem Referenten Stadtrat Becker am 25.05.1943, zu finden in: Landesarchiv Berlin Apr.Br.Rep.107 Nr.122/1 Steinlieferungsverträge, Filmnummer: MF-Nr.51 Allgemeines, Registraturnummer 74/4, Filmnummer 0128 ff.
- 65 Schreiben Neikes' an den Herrn Preussischen Forstmeister vom 13.03.1942, zu finden in: Bundesarchiv Berlin R 4606 Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt; 3 Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft 3.3 Recht, Archivsignatur R4606/4771, Rgstr. II/3-80-3 Dr.N./P..
- 66 Wettmann-Jungblut; in: Linsmayer (Hg); S.273 ff.

Neue Bücher unserer Autoren



Stefan Ripplinger: Kommunistische Kunst und andere Beiträge zur Ästhetik
Konkret Texte: Hamburg 2019
ISBN 978-3-930786-86-2
€ 17,50 | 136 Seiten



Klaus Gietinger: Blaue Jungs mit roten Fahnen.
Die Volksmarinedivision 1918/19
Unrast Verlag: Münster 2019
ISBN 978-3-89771-263-8
€ 18,00 | 304 Seiten



Jörg W. Gronius:
Guten Abend die Nachrichten
oder Informationsfluxus
Wehrhan Verlag: Hannover 2018
ISBN: 978-3-86525-670-6
€ 10,00 | 108 Seiten



Hermann Kotthoff & Josef Reindl:
Die soziale Welt kleiner Betriebe
Wirtschaften, Arbeiten und Leben im
mittelständischen Industriebetrieb
Springer VS: Wiesbaden 2019
ISBN 978-3-658-20732-8
€ 34,99 | XII, 483 Seiten



Vom Centre des Métiers d'Art zur HBKsaar

Unterricht in Kunst und Design an der Saar

Von Rolf Sachsse



Abb. 1: Foyer »Ausstellung Amtliche Grafik«, 1959 (© Archiv Institut für aktuelle Kunst im Saarland an der HBK).

Die folgenden Ausführungen basieren auf zwei Vorlesungsreihen, die ich 2009 und 2014 zum jeweils 20- und 25jährigen Jubiläum der Neugründung der *Hochschule der Bildenden Künste Saar* als Kunsthochschule gehalten habe; sie setzen den Schwerpunkt ein wenig anders als die große und verdienstvolle Publikation von 2006, die der Geschichte dieser Hochschule gewidmet war.¹ Auch wenn die handelnden Personen eine wichtige Rolle spielen, so sind sie doch nur ein Teil des historischen Geschehens, auf dessen Folie sich die HBKsaar in der heute sichtbaren Form entwickelt hat. Daher muss zunächst kurz auf die Vorgeschichte der Hochschule eingegangen werden, um die Bedeutung der französischen Neugründung und ihrer Auswirkungen auf die späteren Hochschulformen in der Bundesrepublik Deutschland würdigen

zu können. Genauso wichtig wie die Vorgeschichte ist allerdings auch das Nachleben des Centre Métiers d'Art im wieder mit der Bundesrepublik vereinten Saarland, und bis es zur Gründung wie Etablierung der heutigen HBKsaar kommt, vergehen dann noch einmal zweieinhalb Jahrzehnte einer wechselvollen Geschichte, in der sich deutsche wie europäische Politik durchaus zwiespältig widerspiegelt.²

1924 gründen die beiden Maler Fritz Grewenig und August Clüsserath eine private Kunst- und Kunstgewerbeschule, die sie allerdings relativ bald in staatliche Trägerschaft überführen können. Das Programm der Schule ist modern und orientiert sich an dem, was in dieser Zeit allgemein an Akademien und Kunstgewerbeschulen unterrichtet wird – grundlegende Zeichenkurse, Malerei



Abb. 2: Prof. Guevrekian erklärt Prof. Gowa und Studenten die neue Stadtplanung Saarbrückens (Fotografin und ©: Ilse Steinhoff, Stuttgart).

und Skulptur durch die vorhandenen Lehrer, daneben aber auch Kunstgeschichte durch den örtlichen Museumsdirektor und Lehraufträge an ortsansässige Kunsthandwerker und Praktiker.³ Insgesamt zeigen die wenigen Bilder, die von Ausstellungen der Schule um 1930 herum bekannt sind, Arbeiten in genau jener Qualität, die für viele moderne Kunstgewerbeschulen dieser Zeit typisch ist und gern hinter dem alles überragenden Monument *banhaus* zu verschwinden droht.⁴ Erstaunlich ist in dieser Hinsicht die hohe Qualität fotografischer Arbeiten, die zu sehen sind, und eine Studentin dieser Schule wird später als Fotografin weltberühmt werden: Hannah Scheuer, die 1935 nach Jerusalem emigriert und als Hannah Degani in den 1990er Jahren wiederentdeckt wurde.⁵ Diese Schule wurde 1935 unmittelbar nach dem Anschluss des Saarlandes an

NS-Deutschland geschlossen; die Gründe sind weniger in einer möglichen Widerstandsgruppe dort zu suchen als in ideologischen Vorgaben, die aus sämtlichen Kunstgewerbeschulen Deutschlands Ausbildungsstätten für Handwerker machen wollten.⁶

Die Neugründung dieser Schule als Centre Métiers d'Art ist einerseits in die Usancen französischer Besatzungsverwaltungen und andererseits in die für alle alliierten Kulturverwaltungen wichtigen Neu- und Wiedergründungen von Institutionen wie Theatern, Museen und Kunsthochschulen eingebunden.⁷ Kulturpolitik war schlicht das bedeutendste Instrument der neuer-

lichen Demokratisierung der Deutschen nach der NS-Zeit, auch und gerade als Grundlage einer wirklichen Demokratisierung, was immer die einzelnen Alliierten darunter verstanden. Für das Saarland galt insofern ein Sonderstatus, als es nicht einmal Besatzungsgebiet, sondern gleich Teil des französischen Staats geworden war, allerdings unter Maßgabe des Primats der deutschen Sprache. Wichtigster Kulturpolitiker war gleich 1945 der deutsche Emigrant Emil Straus, der mit Henry Gowa einen Künstler aus der gemeinsamen Zeit in Nizza kannte und ihn im August 1946 zum Gründungsrektor des Centre machen konnte. In dieser Zeit hatte Georges Henri Pingusson bereits seine Planungen für den Neuaufbau der Stadt Saarbrücken begonnen; sein damaliger Assistent und Bauleiter Gabriel Guévrekian wurde zugleich Professor an der dortigen Architekturklasse.⁸ Ein enger Freund Gowas, der belgische Grafiker und Maler Frans Masereel, wurde als erster Professor an die neue Schule berufen. Mit

dem Psychologen und Maler Boris Kleint wurde ein weiterer Emigrant geholt; er wird das Centre vor allem durch seinen Unterricht in den gestalterischen Grundlagen entscheidend prägen.⁹ Die Klasse für Grafik wird zunächst von René Kende, später von Hannes Neuner geleitet; der ehemalige Bauhäusler ist ebenso wenig unbelastet von NS-Aktivitäten wie der Kunsthistoriker Josef Adolf Schmolgen. Eisenwerth, der von seiner Assistentenstelle in Darmstadt aus ebenso wie nach der Gründung des Kunsthistorischen Instituts der Universität des Saarlandes 1951 als auch später von seiner Münchner Professur her sich als graue Eminenz aller Aktivitäten des Centre bis zur Gründung der Kunsthochschule etabliert.¹⁰ Noch während der Gründungsphase des Centre werden Klassen für Mode und Textil ein-

gerichtet; erstere übernimmt die Lebensgefährtin Frans Masereels, Laure Malclès – nirgendwo wird die schizophrene Existenz eines glamourösen Designs inmitten der Kriegstrümmer deutlicher als in den Fotografien aus der Arbeit dieser Klasse.

Offiziell verlässt Frans Masereel 1951 das Centre, de facto bereits zwei Jahre früher; auch Gabriel Guévrekian erhält einen Ruf in die USA und wird durch seinen Assistenten Hans P. Koellmann ersetzt – von diesem stammen die Entwürfe für die Neubauten hinter dem barocken Gebäude an der Keplerstraße, auch das imposante Treppenhaus, das in dieser Form bis heute existiert, ist von ihm gezeichnet worden. Kurz vor diesen Wechseln ist der Mediziner und Amateurfotograf Otto Steinert als Leiter einer Abendklasse für Fotografie berufen worden. Er entlastet zudem den Rektor Henry Gowa bei



Abb. 3: 1950 Anprobe in der Modeklasse von Laure Malclès im Jahr 1950 (Fotografin und ©: Ilse Steinhoff, Stuttgart).



Abb. 4: Demo gegen Schliessung der WKS, 1960 (© Archiv Institut für aktuelle Kunst im Saarland an der HBK).

Verwaltungsaufgaben und übernimmt nach dessen Weggang 1951 die Leitung der Hochschule bis zu seinem eigenen Ausscheiden 1957; zur gleichen Zeit verlässt auch Hans P. Koellmann die Schule und leitet fortan die Werkkunstschule Dortmund. Die Jahre 1947 bis 1952 sind insgesamt von zahlreichen kleineren und größeren Konflikten rund um die Ausrichtung des Centre als französisch geprägter *École des Beaux Arts* oder als Werkkunstschule nach sich gerade neu etablierendem deutschen Vorbild geprägt.¹¹ Steinert gelingt es, die Hochschule personell wie administrativ nach 1952 zu konsolidieren; sein autoritativer Führungsstil ist nicht besonders beliebt, aber effektiv; vor allem seine fotografischen Aktivitäten sorgen für ein bundesweites Renommée der Saarbrücker Lehre.¹² Nach Gowa, Guevrekian und Masereel verlassen mit Hannes Neuner und dem Maler Karl Kunz weitere Gründungsmitglieder das Centre – ihr Wirken bleibt den Studierenden jener Zeit dennoch stärker im Gedächtnis als das ihrer Nachfolger.¹³ 1953 folgt der Schweizer Grafiker Robert Sessler auf Neuner und etabliert eine solide Lehre der Visuellen Kommunikation, die

über seine Nachfolger Heinrich Popp und Diethart Adt bis zur heutigen Lehre von Ivica Maksimovic als Säule der Design-Ausbildung fortwirkt. Im selben Jahr wird mit Peter Raacke ein Leiter der Metallklasse installiert, aus der sich binnen kurzer Zeit ein Curriculum des Produkt- und Industrie-Designs entwickelt. Nachdem er noch die bis heute getragene Bürgermeister-Kette gestaltet hat, verlässt Raacke bereits 1958 Saarbrücken in Richtung Kassel, wo er zum ersten Star des deutschen Nachkriegsdesigns aufsteigt.¹⁴ Boris Kleint kann in dieser Zeit die auch außerhalb Saarbrückens legendäre Grundlehre für alle Erst- und Zweitsemester-Studierende begründen, die über seinen Nachfolger Oskar Holweck hinweg bis zum heutigen Curriculum an der HBKsaar fortgeführt wird.

Mit der Abstimmung zum Fortbestand des Saarlandes und der darauf folgenden Feststellung als Bundesland ändert sich ab 1957 auch der Status des Centre Métiers d'Art; offiziell bleibt es bis 1959 bestehen und wird ab 1961 zur Staatlichen Werkkunstschule, dann mit dem Direktor Robert Sessler. Otto Steinert hatte sich schon 1957 auf

die Nachfolge des Designers Werner Graeff an der Folkwangschule in Essen beworben und diesen Ruf auch erhalten; seine dortige Klasse wird mit Hilfe des *stern*-Redakteurs Rolf Gillhausen schnell zum Nukleus des bundesdeutschen Bildjournalismus.¹⁵ Die unklare Situation nach Steinerts Weggang wird von der neuen Regierung des Saarlands dazu ausgenutzt, wiederum die Schließung der Hochschule anzukündigen; vermutlich wird dies wie 1935 auf Druck von Handwerksverbänden und Innungen geschehen sein, denen die akademische Ausbildung in gestaltenden Berufen immer ein Dorn im Auge war. Im Februar 1960 kulminiert dieser Streit in großen Demonstrationen der Studierenden – mit schönen Plakaten in gut schweizerischer Grafik –, was immerhin zum gewünschten Erfolg des Erhalts als Werkkunstschule führt. Schon während der ganzen 1950er Jahre gab es einen dauernden Verwaltungszwist zwischen Universität und Werkkunstschule um die Lehrer*innen-Ausbildung im Fach Kunsterziehung; sie wird mit der Installierung des Saarlandes als Bundesland vollständig an die Universität verlegt und kehrt erst 2005 an die HBKsaar zurück.

Mit den 1960er Jahren kehrt Ruhe ein in die Werkkunstschule – das System hat sich in Bielefeld, Darmstadt, Dortmund, Kassel, Krefeld, Offenbach, Wuppertal und anderswo bewährt, warum nicht auch in Saarbrücken? Die bisherige Modeklasse, nach Laure Malclès von Marlies Haas und Ruth Herzog geleitet, wird 1961 in eine Klasse für textile Gestaltung umgewandelt, die von Sofie Dawo in enger Abstimmung mit dem nun das Grundstudium leitenden Oskar Holweck geführt wird. Mit den großen Hochschulreformen der späten 1960er Jahre kommt politisches Ungemach auf die Werkkunstschulen zu: Sie werden, zumeist als Fachbereiche, in die neuen, aus den Ingenieurschulen heraus entstandenen Fachhochschulen eingegliedert und verlieren damit weitgehende Bestandteile ihrer Autonomie. Kaum einen Ort in der Bundesrepublik gibt es, an dem nicht gegen diese Eingliederung opponiert wird – in Saarbrücken erfolgt der Übergang relativ geräuschlos, zumal er mit einigen neuen Professuren und Fachgebieten vergoldet wird: Mit Harald Peter Grund gibt es nun einen Lehrstuhl für Innenarchitektur und Raumgestaltung, mit Siegbert Göl-



zer einen ebensolchen für Produktdesign. Gerade Gölzer, der 1986 viel zu jung stirbt, hat in Saarbrücken die Grundlage für eine starke Positionierung im Produktdesign gelegt – auf seinen Metallgitterstühlen kann man heute noch an manch einem Bahnhof in den westdeutschen Bundesländern sitzen.¹⁶ Gerade in den frühen 1980er Jahren erwirbt der Fachbereich Design der Fachhochschule des Saarlandes einen insgesamt guten Ruf unter den rund vierzig Mitwerbern in der Bundesrepublik – nur das Fehlen eines Schwerpunkts Fotografie wird nach der Erfolgsgeschichte von Otto Steinert noch immer vermisst.¹⁷

1989 wird die Hochschule der Bildenden Künste Saar neu gegründet – die Vorgeschichte dazu ist lang und komplex und kann hier nicht dargestellt werden.¹⁸ Die Umstrukturierung der HBKsaar zu einer universitätsgleichen Hochschule mit Promotionsrecht ist zudem erst mit dem Kunsthochschulgesetz des Saarlandes vom Mai 2010 abgeschlossen gewesen.¹⁹ Damit scheint die gesamte Entwicklung vorerst beendet – heute zeigt sich die HBKsaar als eine echte Kunsthochschule

mit Professuren in vielen Bereichen – auch die künstlerische Fotografie ist neben ihren neuen Medien-Derivaten wieder im Portfolio und mit Eric Lanz prominent besetzt – aus bildender Kunst und Design; jedes Jahr werden inzwischen Tätigkeitsberichte publiziert, die über Besetzungen, Leistungen, Projekte und Ausstellungen Auskunft geben.²⁰ Die Hochschule ist über Erasmus- und Erasmus+-Verträge mit zahlreichen anderen Kunsthochschulen international bestens vernetzt, hat einen hohen Anteil an Studierenden aus dem Ausland, insbesondere aus China und Südkorea, und sie attrahiert jedes Jahr neue Studierende nicht nur aus der Bundesrepublik Deutschland und dem nahen Luxemburg, sondern aus vielen anderen Ländern. Was einst als Programm der demokratischen Rééducation des Volkes begann, in dessen Namen die übelsten Menschheitsverbrechen des 20. Jahrhunderts begangen worden sind, hat sich in sieben Jahrzehnten zu einer Hochschule entwickelt, die mit ihrem gestalterischen Handeln auf ganz Europa und darüber hinaus ausstrahlt.

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Unterstützungsfonds für die Saarbrücker Hefte,

mit dessen Hilfe wir das Leben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., IBAN DE76 5905 0101 0078 1819 14 , Sparkasse Saarbrücken, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Anmerkungen

- 1 Jo Enzweiler (Hg.), *sichtbar machen, Staatliche Kunsthochschulen im Saarland, 1924–2004*, Saarbrücken 2006. – Für allgemeine Daten zur Hochschulgeschichte verlasse ich mich weitgehend auf die dort gemachten Angaben. Der hier vorliegende Text basiert auf den Unterlagen eines frei gehaltenen Vortrags der Öffentlichen Ringvorlesung »Erinnerung und Aufbruch. Das europäische Kulturerbe im Saarland nach 1945« am 2.5.2018 im Pingusson-Bau, Saarbrücken.
- 2 Vgl. Liselotte Kugler (Hg.), *Ausst.Kat. Von der ›Stunde 0‹ zum ›Tag X‹, Das Saarland 1945–1959*, Merzig 1990. – In diesem Band auch mehrere Beiträge zur Hochschulgeschichte. Allgemein vgl. Ekkehard Mai, *Westdeutsche Kunstakademien nach '45. Skizze der ersten Jahre*, in: Hugo Borger, Ekkehard Mai, Stephan Waetzoldt (Hg.), *'45 und die Folgen, Kunstgeschichte eines Wiederbeginns*, Köln/Weimar/Wien 1991, S.187–198.
- 3 Vgl. Ekkehard Mai, *Die deutschen Kunstakademien im 19. Jahrhundert. Künstlerausbildung zwischen Tradition und Avantgarde*, Köln 2010.
- 4 Vera Losse, *Die deutschen Kunstgewerbeschulen zwischen 1930 und 1955. Kontinuitäten und Widersprüche*, in: Jürgen Krause (Hg.), *Ausst.Kat. Die nützliche Moderne. Graphik & Produkt-Design in Deutschland 1935–1955*, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Münster 2000, S.184–190.
- 5 <https://www.geni.com/people/Hanna-De-gani/6000000008740727791> (letzter Aufruf 23.10.2018).
- 6 Vgl. Franz-Josef Christiani, *Die Handwerkerschule. Tradition des 19. Jahrhunderts und Entwicklung während der NS-Zeit*, in: Wulf Otte (Hg.), *Ausst.Kat. Deutsche Kunst 1933–1945 in Braunschweig, Kunst im Nationalsozialismus*, Hildesheim 2000, S.75–82. – Die Braunschweiger Verhältnisse lassen sich 1:1 auf das deutsch gewordene Saarland übertragen.
- 7 Axelle Fariat, *Zur Erneuerung der Künstlerausbildung in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1961)*, Diss.phil. cot. Paris 2013, masch. Manuskript.
- 8 *Deutscher Werkbund Saar, Institut für aktuelle Kunst* (Hg.), *Georges-Henri Pingusson und der Bau der Französischen Botschaft in Saarbrücken*, Kunstlexikon Saar Architektur und Raum, Saarbrücken 2011.
- 9 Institut für aktuelle Kunst an der Hochschule der Bildenden Künste Saar, Jo Enzweiler (Hg.), *Boris Kleint. Zeichnungen* Aquarelle Gouachen Farbschnitte 1919–1984, Saarbrücken 2003.
- 10 Monika Bugs, Interview 11, J.A. Schmollgen. Eisenwerth im Gespräch mit..., *Laboratorium. Institut für aktuelle Kunst im Saarland an der Hochschule der Bildenden Künste Saar*, Saarbrücken 2003. Zu Neuner vgl. Beate Nagel, *Vom Bauhaus in die Werbewirtschaft: Die Gebrüder Neuner*, in: Krause a.a.O. (Anm. 4), S.140–145.
- 11 F.G. (Fritz Gottlieb) Winter, *werken und werden. versuch einer werklehre*, Krefeld o.D. (1955). – Winter beansprucht den Ursprung des Begriffs Werkkunstschule für sich.
- 12 Thilo Koenig, »Ich lasse alles gelten, was Qualität hat«. Otto Steinert als Lehrer, in: Ute Eskildsen (Hg.), *Ausst.Kat. Otto Steinert und Schüler. Fotografie und Ausbildung 1948 bis 1978*, Essen 1990, S.8–29.
- 13 Rolf Sachsse, *The Saar International Style*, in: Stadtgalerie Saarbrücken, Ernest Uthemann (Hg.), *Ausst.Kat. Angewandte. Design der 50er Jahre im Saarland*, Saarbrücken 2007, S.27–38. – Die Aussagen beruhen auf Interviews des Autors mit Helmuth Hahn und Horst Linn.
- 14 Josef Adolf Schmollgen. Eisenwerth, Peter Raacke – Schaffen im Zeitgeist und in »ewigen Formen«. Hanaus, Darmstadt, Saarbrücken, Kassel, Ulm, Hamburg, Berlin, *Laboratorium. Institut für aktuelle Kunst im Saarland* (Hg.), *Künstlerlexikon Saar. Künstlerblatt Design Peter Raacke*, Saarbrücken 2008.
- 15 <https://www.visual-history.de/2014/11/24/der-blattmacher-rolf-gillhausen/> (letzter Aufruf 24.10.2018).
- 16 Hadmut Gölzer, Werner Rech (Hg.), *Ausst.Kat. Retrospektive Siegbert Gölzer*, Saarbrücken 1988.
- 17 Vgl. Rolf Sachsse, *Ausbildungswege zur Fotografie. Ein Studienführer*, München 1981, S.15–16.
- 18 Vgl. die Beiträge von Sandra Kraemer in: Enzweiler a.a.O. (Anm. 1); trotz dieser verdienstvollen Darstellung ist die Geschichte der HBK-Gründung noch nicht wissenschaftlich aufgearbeitet.
- 19 <https://www.hbksaar.de/service/hochschulrecht> (letzter Aufruf 25.10.2018).
- 20 Gabriele Langendorf (Hg.), *HBKsaar Jahrbuch*, Saarbrücken 2013 passim.

Big Bouillon is watching you

Von Laura Weidig



Beinahe hätte man sie übersehen können – die blauen Hinweistafeln mit dem Piktogramm einer Kamera. Sie informierten an der Johanniskirche und am Hauptbahnhof darüber, dass die Plätze neuerdings videoüberwacht sind.

Am 25. Januar lief die Videoüberwachung an. Zunächst lediglich für eine einmonatige Testphase, während derer das *Ministerium für Inneres, Bauen und Sport* einen geeigneten Anbieter auswählt. Der spätere Echtbetrieb soll sich perspektivisch auch auf den Vorplatz der Europagalerie konzentrieren – rechtliche Grundlage ist die Einordnung der Areale als sogenannter Kriminalitätsschwerpunkt. Geschultes Personal soll die Örtlichkeiten dann live überwachen, lässt sich seitens des Ministeriums vernehmen. Die Aufnahmen würden zudem zwei Wochen lang gespeichert.

Zwar wird der Überwachung selbst von Insidern eine fragliche Wirkung attestiert – David Maaß etwa, Landesvorsitzender der Polizeigewerkschaft GdP, erklärte in einem Interview mit dem SR unverhohlen, dass Gewaltdelikte durch die Videotechnik kaum eindämmbar seien, und für Rauschgiftdelikte wohl lediglich ein Verdrängungseffekt in umliegende Straßen zu erwarten sei. Aber: Das »Sicherheitsgefühl der Bevölkerung« würde erhöht.

Gefühlte Sicherheitspolitik

Der Trend hin zu Polizei- und Überwachungsstaat ist unübersehbar. Einer macht's vor, die anderen machen's nach. Sicherheit dient dabei stets als Ursache, Ziel und Legitimation des staatlichen Handelns. Doch was wird hier eigentlich geschützt, und vor wem? Wie hoch ist der Preis vermeintlicher Sicherheit, und sind wir als Gesellschaft wirklich gut beraten, diesen bedenkenlos zu zahlen?

Diese Fragen sind keineswegs machttheoretische, sie müssen im spezifischen Zusammenhang mit bedenklichen Entwicklungen der – unter anderem saarländischen – Innenpolitik gestellt werden. Zumal die Wirkung, wie Polizeivertreter Maaß – siehe oben – einräumte, offenbar mitunter eine rein kosmetische ist.

Während in Saarbrücken also demnächst die Hardware aufgehängt werden wird, wurde in Berlin schon eifrig mit der dazu passenden, biometrischen Software experimentiert: Am Bahnhof Südkreuz identifiziert eine Gesichtserkennungssoftware einzelne Passanten in einer Menschenmenge. Hier verschwimmt bereits die Grenze zwischen der Überwachung des öffentlichen Raums und Personenüberwachung. Die saarländische Landesregierung hat zwar nicht konkret geplant, die Videoüberwachung zum selbstständigen Erkennen von Personen und bestimmtem Verhalten einzusetzen. Wenn die »Erfahrungen aus derzeit anlaufenden Pilotprojekten« – gemeint ist wohl u.a. das am Berliner Bahnhof Südkreuz – es hergäben, schließt sie es aber auch nicht aus.

Sicherheit funktioniert als sich selbst erklärendes Programm. Die Innenministerien und Sicherheitsbehörden fordern immer ausuferndere Überwachungsmöglichkeiten und -praktiken und argumentieren dabei stets mit mehr Sicherheit. Die ist ein Totschlagargument. Terrorabwehr, der Kampf gegen die organisierte Kriminalität – das scheint so notwendig wie einleuchtend. Die Zergliederung und Demontage von Grundrechten wird angesichts dessen eher in Kauf genommen. Die Sensibilisierung für Datenschutzbelange scheint gering, ein Bewusstsein für Missbrauchsmöglichkeiten und Gefahren kaum vorhanden. »Wer sich nichts zuschulden kommen lässt, hat auch kein Problem damit«, heißt es in dem Zusammenhang gerne. Eine kurzsichtige

Sichtweise. Und ein günstiges Klima für Law-and-Order-Politik(er).

Die Berliner Ergebnisse indes scheinen zufriedenstellend gewesen zu sein. Horst Seehofer kündigte bereits die »breite Einführung« an – um Straftäter besser fassen zu können. Diese Rhetorik ist typisch – ob Biometrie gegen Straftäter, Staatstrojaner gegen Terroristen, DNA-Abgleiche gegen Vergewaltiger. In allen Fällen handelt es sich um eine Argumentation auf emotionaler Ebene, die spontan intuitive Zustimmung generiert. Gerade deshalb ist es aber erforderlich, genauer hinzusehen. Auf eine rationale Sicherheitspolitik statt einer gefühlten zu bestehen. Denn: Potentiell und mittelfristig kann jeder von diesen Maßnahmen betroffen sein, nicht bloß ein abstrakter »Anderer«, der darüber hinaus auch noch selbst Schuld daran trägt.

Behördliche Begehrlichkeiten

Die Erfahrung zeigt: Sind Möglichkeiten der Überwachung und Kontrolle erst einmal geschaffen, werden sie auch genutzt. Und gerne auch kurzerhand ausgeweitet. Nehmen wir exemplarisch den Staatstrojaner. Das bedeutet, dass der Staat eine Schadsoftware installiert, um heimlich Zugriff auf private Smartphones und Festplatten zu erhalten. Der Staat »hackt« also, schließt ihm bekannte Sicherheitslücken – Gefahren für seine Bürger – nicht, sondern lässt sie wissentlich bestehen, um besser spionieren zu können. Zunächst propagiert als absolute Ausnahme zur Terrorabwehr, hat die große Koalition 2017 die Ausweitung von Staatstrojanern auf alltagskriminelle Delikte beschlossen. Der alleinige Verdacht auf den Anbau oder Besitz von Marihuana reicht jetzt aus, um ein derlei massives Eindringen in die Intimsphäre zu legitimieren.

Auf Länderebene ist besonders Bayern durch die Reform seines Polizeiaufgabengesetz in die Kritik geraten. Die Polizei darf dort Personen bis zu drei Monate inhaftieren – ohne Anklage. Und die Haft theoretisch sogar beliebig oft verlängern. In einem Rechtsstaat unvorstellbar? Der Freistaat Bay-

ern macht's trotzdem. Sicherheit hat Konjunktur. Und weckt behördliche Begehrlichkeiten. Das deutet sich auch im Saarland an. Sukzessive treibt das Ministerium unter der Leitung Klaus Bouillons den Ausbau von polizeilichen Befugnissen voran. Aktuell arbeitet man dort an einem neuen Gesetzesentwurf: Über das sogenannte »Saarländische Gesetz über die Verarbeitung personenbezogener Daten durch die Polizei« (SPolDVG) soll noch vor der Sommerpause im Landtag entschieden werden.

Ein Baustein darin: Überwachungstechnik. Die eingangs beschriebene Videoüberwachung ist bereits beschlossen. An Veranstaltungen oder Orten, an denen die Polizei ein erhöhtes Gefährdungsrisiko für Ordnungswidrigkeiten oder Straftaten prognostiziert, soll der Einsatz IT-gestützter Überwachung leichter möglich sein, sprich: rechtliche Hürden für deren Einsatz gesenkt werden. Laut Gesetzesentwurf soll künftig eine anlassbezogene Erfassung von Autokennzeichen vorgesehen sein. Mobilverbindungen sollen blockiert werden dürfen. Waffenverbotszonen eingerichtet werden können, die anlasslose Personenkontrollen ermöglichen.

Das Negativ-Beispiel Bayerns demonstriert: Der Verlass auf parlamentarische und demokratische Kontrollmechanismen ist eine Illusion. Die novellierte Fassung des Polizeigesetzes in Bayern ist seit 2017 gültig. Seit 2017 ist auch der Einsatz von Staatstrojanern in Fällen von Alltagskriminalität geltendes Bundesrecht. Obwohl gegen Letzteren insgesamt vier Verfassungsbeschwerden anhängig sind, beschlossen mehrere Bundesländer gleichfalls den Einsatz – statt abzuwarten, wie das Bundesverfassungsgericht in dieser Sache weiter vorgehen wird. Diese Art der Gesetzgebung konterkariert die Verfassung, deren erste Interpretin das Parlament sein sollte. Nicht diejenigen Richter, die im Anschluss eingreifen müssen, um die größten Fehler zu korrigieren.

Bouillon und die Bodycams

Bereits seit über einem Jahr sind im Saarland flächendeckend Bodycams im Einsatz. Das Landespolizeipräsidium besitzt knapp 70 der Geräte: kleine Kameras, die Polizeivollzugsbeamte an der Uniform tragen. Sie sollen dem Schutz der Beamtinnen und Beamten dienen, so das Innenministerium und Polizeivertreter einhellig. Eine einseitige Betrachtungsweise, dienen doch im US-amerikanischen Raum solche Bodycams vornehmlich dem Schutz des Bürgers vor gewalttätigen Übergriffen durch die Polizei.

Die Bodycams wurden in den ersten zwölf Monaten nach Einführung circa 1300 mal eingesetzt. In knapp 300 Fällen wurden die Aufnahmen vor Gericht verwertet. David Maaß von der GdP freut sich: Unter anderem würde Richterinnen und Richtern so ein objektiver Eindruck des Geschehens vermittelt. Die Kameras können von den Beamten jedoch nach eigenem Ermessen ein- und ausgeschaltet werden. Eine informationelle Schieflage zwischen Bürgern und Polizei also, die wenig geeignet scheint, »Objektivität« herzustellen.

Wenn es nach Bouillon geht, sollen die Bodycams künftig auch in Privatwohnungen benutzt werden dürfen – so steht es im neuen Gesetzesentwurf. Inwieweit das überhaupt verfassungsgemäß ist, ist hochumstritten. Kritiker verweisen auf Artikel 13 des Grundgesetzes, das den besonderen Schutz der Wohnung garantiert. Bouillon pariert derlei Einwände, indem er der körperliche Unversehrtheit der Beamtinnen und Beamten Vorrang gegenüber der Unverletzlichkeit der Wohnung einräumt. Dabei handelt es sich um eine polemische Art der Rechtsgüterabwägung, die einem studierten Juristen und ehemaligen Richter wie Klaus Bouillon eigentlich unwürdig ist. Zum Schutz der Beamten sind grundrechtsfreundlichere Alternativen denkbar – mehr Personal oder Stichschutzwesten etwa. Deshalb der Minister hier überhaupt die Unversehrtheit der Wohnung in Konkurrenz zur körperlichen Unversehrtheit präsentiert, ist genau betrachtet nicht schlüssig.

Der Diskurs im gesellschaftlichen Zusammenhang

Zunächst: Bouillon argumentiert im Sinne der Polizei, aus deren Sicht die Ausweitung ihrer Kompetenzen natürlich gewünscht wird. Der Alarmismus, mit dem diese Forderungen vehement vorgetragen werden, trägt aber, ob wissent- und willentlich oder nicht, dazu bei, das Image der Landeshauptstadt Saarbrücken zu beschädigen. Wie das? Ein erklärender Rückgriff auf Foucault: Diskurse bilden Wirklichkeit nicht bloß ab, sondern sind aktiv an deren Herstellung beteiligt. Bestimmte Darstellungsformen und Erzählungen beschwören Probleme erst herauf, schüren Ängste und Ressentiments.

Im Rahmen des Bouillon'schen Law-and-Order-Diskurses heißt das: Orte, wie beispielsweise die Saarbrücker Innenstadt, werden von den Behörden als gefährlich konstruiert und in Folge auch real als beängstigend(er) erlebt. Analog bestimmte Personengruppen. Randständige oder Geflüchtete etwa. Bei Letzteren besteht ein enger Zusammenhang zu institutionellem Rassismus und der Praxis des sogenannten »racial profiling« – auf Deutsch: rassistische Polizeikontrollen. Der Innenminister höchstselbst befeuerte im Jahr 2015 die rassistische Mär des kriminellen Flüchtlings, indem er behauptete, Ladenbesitzer in Lebach überlegten, wegen gestiegener Diebstahlraten, die in Zusammenhang mit der Landesaufnahmestelle stünden, ihr Geschäft zu schließen. Doris Portz vom Vorstand des Lebacher Verkehrsvereins widersprach dem so prompt wie deutlich: Das stimme auf gar keinen Fall.

Die Begriffe und Konzepte, die von Bouillon und seinen Bediensteten gebetsmühlenartig wiederholt werden, um ihre Law-and-Order-Politik zu begründen, prägen entscheidend den Diskurs in der saarländischen Öffentlichkeit – Framing nennt sich das auch. Und gipfelt dann etwa in pseudo-investigativen »Selbstversuchen« der *Saarbrücker Zeitung*, die feststellen will, ob man als Frau »im Dunkeln nicht ohne Angst durch die Landeshauptstadt laufen« könne. Spoiler: Man kann.

Wer kontrolliert die Kontrolleure?

Etwas, was man hingegen nicht kann: sich zweifelsfrei darauf verlassen, dass die zuständigen Stellen, bei denen die Überwachungsdaten letztlich landen, einen verantwortungsbewussten Umgang damit pflegen. Für Aufsehen sorgte etwa eine Meldung von Anfang März, wonach die Bodycam-Daten der Bundespolizei auf Amazon-Servern landen. Das Unternehmen ist in der Vergangenheit schon durch gravierende Datenpannen aufgefallen. Selbst wenn europäische Datenschutzvorschriften tatsächlich eingehalten würden, wie es das Bundesinnenministerium behauptet, lassen derlei Vorfälle generell Zweifel daran zu, wie sicher Daten bei Amazon überhaupt sind. Kritiker sprechen von einem kaum kalkulierbaren Sicherheitsrisiko.

Das eine ist die technische Seite – das andere der Faktor Mensch: Hessische Polizeibeamte gerieten jüngst mehrmals in den Fokus der Medien, weil sie polizeiinterne Daten an Neonazis herausgegeben haben sollen. Und auch die saarländische Polizei hat ihre Datenskandale. Die prominentesten Vorfälle hängen – ausgerechnet – mit Videoüberwachung zusammen:

Zwischen 2011 und 2012 filmte ein Polizist mehrere Kolleginnen in intimen Situationen – in Umkleiden, Duschen und Toiletten von drei Polizeidienststellen. Das Saarbrücker Amtsgericht verurteilte den Kommissar wegen Verletzung der Intimsphäre in 30 Fällen zu acht Monaten Gefängnis auf Bewährung.

2010 hatte ein 44-jähriger Polizist mit seinem Handy nach einer Festnahme ein Video von einer hilflosen Person angefertigt und an Privathandys seiner Kollegen in der Dienstgruppe weitergeleitet. Das Filmchen ging unter dem Titel »Da kotzt er« auf YouTube viral und verletzte die Persönlichkeitsrechte des betroffenen Mannes in 250.000 Fällen.

Polizeieinsätze treffen die Menschen häufig in so privaten wie peinlichen Momenten. Das Vertrauen in die Integrität der Polizei,

deren Umgang mit Videoaufnahmen und dem Stellenwert von Persönlichkeitsrechten muss aufgrund der bekanntgewordenen Vorfälle jedoch als nachhaltig beschädigt gelten. Hinzu kommt der generelle Unwille der Sicherheitsbehörden, sich parlamentarischer Kontrolle gegenüber zu offenbaren: Genaue Zahlen, wie oft welche Maßnahmen mit welchem Erfolg eingesetzt werden, rücken sie nur höchst ungern heraus, oder erheben sie erst gar nicht.

Als hätte es Edward Snowden nie gegeben

Das Saarland setzt, wie viele andere Bundesländer auch, auf technische Lösung für soziale Probleme. Gerade die Videoüberwachung ist dabei eine rein symbolische Maßnahme, die lediglich auf das subjektive Sicherheitsempfinden abzielt. Statistiken hinsichtlich der Aufklärungsergebnisse, Verurteilungen, verhinderten Straftaten oder Gefahrenlagen werden durch das Landespolizeipräsidium gar nicht erst erhoben. Die Begründung der Landesregierung: Es bestünde ja keine Verpflichtung dazu.

Dass die Landesregierung hier kein Interesse an einer Erfolgskontrolle ihrer eigenen Maßnahmen zeigt, irritiert. Im Interesse aller Saarländerinnen und Saarländer wäre doch behördliches Handeln auf Grundlage der bestehenden Gesetze kritisch zu evaluieren, bevor der sicherheitspolitischen Forderung nach immer weiteren rechtlichen und technischen Grenzüberschreitungen nachgegeben wird. Denn: Schon jetzt stehen den Behörden umfangreiche, IT-gestützte Werkzeuge zur Verfügung. Zoll, Polizei, Nachrichtendienste – so blind und hilflos, wie gerne behauptet, sind sie mitnichten. Staatliche Überwachung strebt an, jeden jederzeit zu erkennen und bei Bedarf wiederzufinden – das ist bequem, spart Geld für Personal und Prävention und beruhigt den Pöbel. Denn der hat sich ja schließlich nichts zuschulden kommen lassen. Oder?

Schöne neue digitale Welt – Autonomie und/oder Kontrolle

Von Josef Reindl

0.

Das Saarland hält sich zurecht viel auf seine differenzierte Informatiklandschaft zu gute. In ihr gibt es Perlen wie das Schloss Dagstuhl, in dem sich die internationale Informatikelite allwöchentlich in klösterlicher Atmosphäre – ohne Laptops, Smartphones etc. – austauscht, die beiden *Max Planck-Institute*, das *Deutsche Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz* (DFKI), das viel medialen Wirbel macht, und das *Helmholtz-Zentrum für Informationssicherheit* (Cispa), das mit einer Achillesstatue den Campus vor Trojanern schützt, zahlreiche gut beleumdete Informatiklehrstühle, erfolgreiche Ausgründungen und Start-Ups, schicke neue Gebäude auf dem Campus der Universität und Kooperationen bis nach Silicon Valley. Ganz neu ist das *ZF AI & Cybersecurity Center*, für das der Getriebebauer viel Geld in die Hand nimmt, um das autonome Fahren und die autonome Produktionssteuerung voranzubringen. Über allem thront – zumindest in der medialen Darstellung – der ehemalige Direktor des DFKI, Wolfgang Wahlster, ein Miterfinder des Labels Industrie 4.0, der ausgezeichnet vernetzt ist, in tausend Gremien sitzt, ganz nah an der großen Politik ist und der aufgrund seines Einflusses erhebliche Summen an Staatsknete in das Saarland umgeleitet hat. Völlig verdient hat er deshalb vor kurzem die Ehrenbürgerwürde der Stadt Saarbrücken erhalten. Die *Saarbrücker Hefte* schließen sich dieser Würdigung an, wollen aber ein bisschen Wasser in den Wein seiner digitalen Euphorie gießen. Wolfgang Wahlster ist wohl ein politisch sehr einflussreicher Mann, aber seine KI ist die symbolische, die nicht den State of the Art – das ist die nichtsymbolische KI, die sich am menschlichen Gehirn orientiert – darstellt. Wie auch immer man den wissenschaftlichen Ertrag

seines Wirkens einschätzt, es sollte der selbst ernannten digitalen Avantgarde Saarbrückens guttun, wenn ihr Reden über die Wunderdinge, die eine Technik demnächst vollbringen soll, etwas geerdet wird.

Grundlage dieser Ernüchterungsarbeit ist ein Vortrag, den der Autor auf einer Tagung der *Hochschule Magdeburg-Stendal* »Was ist gute Arbeit in Zeiten der Digitalisierung« gehalten hat.

1.

Glaubt man dem politischen, ökonomischen, medialen und in Teilen auch wissenschaftlichen Diskurs, dann bricht derzeit und demnächst noch viel mehr die »Digitalisierung« wie eine Naturgewalt über uns herein. Angela Merkel droht, »was immer digitalisiert werden kann, wird digitalisiert werden«, 93mal schaffte es das Substantiv »Digitalisierung« in den Koalitionsvertrag, 148mal gar das Adjektiv »digital«. Nun ist Digitalisierung eigentlich ein technischer Begriff, der die Umwandlung analoger Größen in digitale Repräsentationen bezeichnet, ein Prozess, der über die Stationen Semi-otisierung, Formalisierung und Algorithmisierung verläuft. Es ist kaum anzunehmen, dass unsere Politiker, aber auch Wirtschaftsbosse und Medienleute, die Gesellschaft in ein Technikseminar schicken wollen. Sie meinen etwas Anderes, wenn sie von Digitalisierung sprechen. Sie sprechen nicht von einer Praxis, über deren Sinn und Form man sich streiten kann und soll, nicht davon, wie man diese Technik sinnvoll einsetzen kann, sondern von einer mystischen historischen Kraft, vor deren Unausweichlichkeit man schon kapituliert hat. Da ist viel magisches Denken im Spiel. Die Geisteshaltung, die

hinter dem Digitalisierungsdiskurs steht, ist der Solutionismus: die Annahme, man könne alle Probleme mit dem richtigen Programm lösen, ohne die mühsame Abwägung von Interessen oder eine öffentliche Verständigung über gemeinsame Ziele. Und die Ideologie über den Bites und Bytes schwebt, ist eine kalifornische: die Paarung des Idealismus der Hippies mit dem Fortschrittsglauben der Computerentwickler, woraus der tiefreichende Glaube an das emanzipatorische Potential der Informationstechnologien entsteht. Darüber gerät leicht in Vergessenheit, dass die Militärforschung, die Rüstungsindustrie und der Staat die wichtigsten Geburtshelfer der IT und des Internet waren. Sie sitzen auch heute noch im Silicon Valley zusammen.

Achilles schützt die Universität
vor Staatstrojanern
(© Josef Reindl).

II.

Ein anderes Buzzword des herrschenden Technologiediskurses, das leicht in das Reich der Magie hinüberführt, ist die »Künstliche Intelligenz«. Sie stellt den Versuch dar, eine menschenähnliche Intelligenz nachzubilden, d.h. einen Computer so zu bauen oder zu programmieren, dass er eigenständig Probleme lösen kann. Deshalb das Adjektiv »künstlich«, was ja heißt »nicht wirklich«. Leider wird dies gerne vergessen und mit KI suggeriert, hier entstehe tatsächlich eine vom Menschen abgelöste autonome Intelligenz, die die menschliche Intelligenz irgendwann überbiete. Entsprechende Hoffnungen und Befürchtungen heften sich an diese Entwicklung. Wie daneben eine solche Ermächtigung der Technik ist,

sagt ausgerechnet Deutschlands KI-Pionier Chris Boos: »Auch die intelligenteste Maschine versteht nichts. Der Computer kann nicht denken, man kann mit ihm Denkprozesse nachbilden.« Wenn wir uns die Denkpyramide als ein fünfstufiges System vorstellen, in dem ganz unten die Daten sind, dann durch Verbindung der Daten Informationen und durch ihre Kontextualisierung Wissen entsteht, das anzuwenden Intelligenz erfordert, dann kann der Computer dies in der Tat alles. Er kann es, weil bildlich gesprochen in seinem Inneren ein Mensch steckt, der ihn das gelehrt hat bzw. einen Algorithmus entwickelt hat, den er penibel befolgt und abarbeitet. Ja, durch die KI kann er sogar noch mehr, er kann lernen. Er durchforstet Daten nach Zusammenhängen und Mustern und er probiert, das Gefundene oder Gelernte auf neue Strukturen zu übertragen. Freilich hat ihm auch dieses maschinelle Lernen oder Deep Learning der Mensch beigebracht. Was er allerdings nicht kann – und dies ist die fünfte Stufe der Denkpyramide – ist die Reflexion über sein Tun, über das Warum, die Ursachen und Gründe. Und erst hier kann man von wirklicher Intelligenz sprechen. Also noch einmal: Maschinen und auch Geistmaschinen wie der Computer können nicht denken, sie können nichts begreifen, also auch nicht intelligent sein, aber sie können Denkfunktionen übernehmen, die wir auslagern. Es



sind reduzierte Denkfunktionen, die die Maschinen besser können als wir, z.B. das Rechnen. Man kann es am Internet zeigen: Das Internet ist nicht intelligenter als der alte Aktenordner, nur unglaublich effizienter. Was uns Menschen von den intelligentesten Maschinen unterscheidet, kann Goethes »Zauberlehrling« verdeutlichen. In der Ballade programmiert ein Zauberlehrling einen Besen, der die Aufgabe übernehmen soll, den Boden zu wischen. Dazu holt er Wasser aus einem Fluss und füllt es dann in ein Becken. Allerdings füllt er es so lange auf, bis das Becken überläuft, und er hört auch dann nicht auf. Im Programm ist keine Anweisung enthalten, aufzuhören, sobald das Becken gefüllt ist. Der Besen folgt unbeirrt seinem Programm, lässt sich von nichts abbringen, ist er doch vom Zauberlehrling einzig dazu gemacht, Wasser ins Becken zu füllen, egal, ob dies überläuft. Er kennt keine Kollateralschäden, da die nicht programmiert wurden, er lässt sich auch nicht zerstören. All das setzt kein Bewusstsein und keine Intelligenz des Besens voraus. Er ist gerade deshalb so gefährlich, weil er genau auf eine von Menschen gesetzte Problemlösung zugeschnitten ist. Menschen aber können sich gegenseitig von selbstgesetzten Zielsetzungen abbringen, weil wir nicht nur stur Regeln folgen, sondern weil unsere Intelligenz zutiefst biologisch verankert ist. Diese Ver-

ankerung können wir gar nicht vollständig rekonstruieren und berechnen. Wir sind als geistige Lebewesen genau deshalb frei, weil es keinen universalen Algorithmus gibt, dem unser Denken Folge leistet. Anders die Computer: Mögen sie noch so smart sein, sie sind unsere Artefakte, die unseren Zwecksetzungen Folge leisten, mag die Science Fiction auch noch so viele HAL's hervorbringen.

III.

Zu problematisieren ist noch ein dritter Begriff, der in diesem Diskurs herumgeistert, nämlich der der »Autonomie«. Das große Versprechen oder – wie man es nimmt – die große Bedrohung der Digitalisierung oder von Industrie 4.0 ist ja, dass die Maschinen durch selbstlernende Systeme die Wertschöpfungsprozesse autonom steuern und regeln und die Qualität der Erzeugnisse sichern. Davon sind wir zwar noch weit entfernt – die wissenschaftliche Gesellschaft für Produktionstechnik, in der die Creme der Ingenieurwissenschaften sitzt, rechnet damit, dass dieses finale Stadium 2050 erreicht wird –, doch diese Vision einer autonomen Technik leitet die Forschung und in Teilen auch die Praxis an. Nun ist der Autonomiebegriff zunächst einmal ein zutiefst philosophischer Begriff. Er kennzeichnet eine selbstgewählte

Sieht so die Arbeit der Zukunft aus? – Das Saarbrücker AWSi-Institut für digitale Produkte und Prozesse (AWSi) präsentiert einen Roboter am Schreibtisch (© Redaktion).



und gesetzte, vom eigenen Willen und der eigenen Vernunft bestimmte Lebensweise, die ihren Wert in sich selbst hat. Die berühmte Definition von Kant lautet:

»Autonomie des Willens ist die Beschaffenheit des Willens, dadurch derselbe ihm selbst (unabhängig von aller Beschaffenheit der Gegenstände des Wollens) ein Gesetz ist. Das Prinzip der Autonomie ist also: nicht anders zu wählen, als so, dass die Maximen seiner Wahl in demselben Willen zugleich als allgemeines Gesetz mit begriffen seien.«

Kant bestimmt Autonomie einerseits als freien Willensakt und andererseits als eine Wahl, die die Gesellschaft – den Anderen – mitberücksichtigt. In seinem Autonomiebegriff ist schon das allgemeine Sittengesetz enthalten. Es mutet von daher äußerst seltsam an, dass sich dieser Begriff in einem Technikdiskurs wiederfindet. Denn Maschinen können weder einen Zweck in sich – eine *causa finalis* – tragen, noch in freier Entscheidung etwas durchführen, also auch keine Verantwortung übernehmen, geschweige denn über die Folgen ihrer Entscheidungen reflektieren oder Anderes und Andere mitdenken. Was hier bei dieser Begriffsverwendung am Werk ist, ist der sogenannte »Animismus«. Wir Menschen beleben die Maschinen und projizieren unser Denkvermögen auf von uns geschaffene Artefakte. Ich belasse es bei dieser Feststellung und frage nicht nach den Ursachen dieser Verkehrung, das würde zu weit führen, bis hin zum Fetischcharakter der Ware in Marx' erstem Band des »Kapitals« (Kapital Bd. 1) und zum Maschinenfragment in den »Grundrissen zur Kritik der politischen Ökonomie«. Nur so viel: aus dieser Verkehrung rühren die großen Utopien und Dystopien im Technikdiskurs, etwa die Angst vor durch Digitalisierung hervorgerufener Massenarbeitslosigkeit oder die vor dem Big Brother. Die Hoffnung, dass die Technik Wunderdinge vollbringen könne, wie den Sieg gegen den Krebs oder andere bisher als unheilbar geltende Krankheiten.

IV.

Nach diesem Versuch der Entzauberung der Digitalisierung gilt es zu erläutern, worin ihre Substanz liegt. Sie ist zwar keine Wundertüte, aber auch kein Phantasma. Es gibt

Gründe, warum alle Welt davon spricht. Der schon einmal zitierte Chris Boos sagt dazu: »Die smarte Technik ist die Antwort der Programmierer auf McKinsey«. Was kann er damit meinen? Nun, *McKinsey* dürfte ja kein Unbekannter sein, die Firma steht für Rationalisierung, scharfe Kostensenkungsprogramme, Business Reengineering, also für all das, was aus einem Unternehmen eine kapitalistische Veranstaltung macht. Dies ist die kritische Lesart. Man kann es aber auch neutraler sehen, dann bearbeitet *McKinsey* die zahlreichen Widersprüche, die in Unternehmen in einer Marktwirtschaft zutage treten: den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Flexibilisierung und Standardisierung, zwischen Produktions- und Marktökonomie, zwischen Kosten und Qualität und und und. Die Widersprüche ergeben sich aus den Strukturgesetzmäßigkeiten einer kapitalistischen Ökonomie, sie haben mit Technik erst einmal gar nichts zu tun. Wie will jetzt die Technik einen Beitrag zur Lösung dieser Widersprüche leisten?

V.

An dieser Stelle macht es Sinn, etwas auszuholen und kurz zu beschreiben, welcher elementare Wandel sich seit einiger Zeit in der Führung und Steuerung der Unternehmen vollzieht. Was sich in den letzten Jahren u.a. aufgrund der Leistungen der Informationstechnologie bereits herausgebildet hat bzw. was sich aktuell noch weiter herausbildet, ist ein neues Produktionsregime. Seine Kennzeichen sind Käufermärkte, eine durch die Globalisierung ausgelöste heftige Konkurrenz zwischen den Unternehmen, die Dislokalisierung der Produktion (Stichworte: Outsourcing und Just in Time), die Entstehung weit verzweigter Wertschöpfungsketten und fast unüberschaubarer Produktionsnetzwerke. Seine gravierendsten Konsequenzen für die Firmen sind die Abforderung einer brutalen Flexibilität und die Aufkündigung der Produktionsökonomie. Unter Produktionsökonomie wird der Versuch verstanden, den Kostpreis des Produkts durch eine rationale Gestaltung der Produktion (Automatisierung, Fließfertigung, Arbeitsteilung, Hierarchie), eine rationale Einsteuerung der Aufträge (Bündelung von gleicharti-

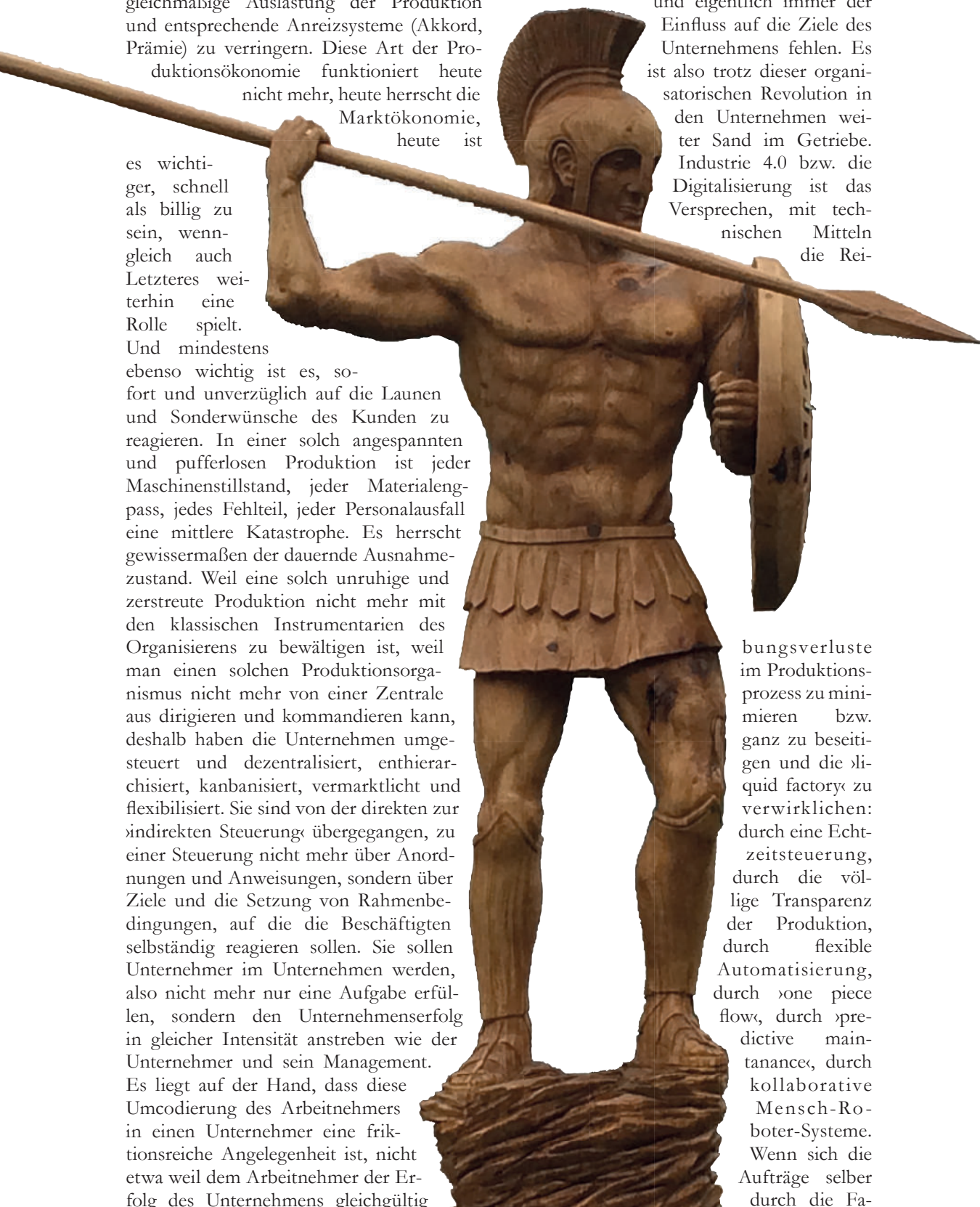
gen Aufträgen, Zwischenlager etc.), eine gleichmäßige Auslastung der Produktion und entsprechende Anreizsysteme (Akkord, Prämie) zu verringern. Diese Art der Produktionsökonomie funktioniert heute nicht mehr, heute herrscht die Marktökonomie, heute ist

es wichtiger, schnell als billig zu sein, wenn- gleich auch Letzteres weiterhin eine Rolle spielt. Und mindestens

ebenso wichtig ist es, sofort und unverzüglich auf die Launen und Sonderwünsche des Kunden zu reagieren. In einer solch angespannten und pufferlosen Produktion ist jeder Maschinenstillstand, jeder Materialengpass, jedes Fehlteil, jeder Personalausfall eine mittlere Katastrophe. Es herrscht gewissermaßen der dauernde Ausnahmezustand. Weil eine solch unruhige und zerstreute Produktion nicht mehr mit den klassischen Instrumentarien des Organisierens zu bewältigen ist, weil man einen solchen Produktionsorganismus nicht mehr von einer Zentrale aus dirigieren und kommandieren kann, deshalb haben die Unternehmen umgesteuert und dezentralisiert, enthierarchisiert, kanbanisiert, vermarktlacht und flexibilisiert. Sie sind von der direkten zur »indirekten Steuerung« übergegangen, zu einer Steuerung nicht mehr über Anordnungen und Anweisungen, sondern über Ziele und die Setzung von Rahmenbedingungen, auf die die Beschäftigten selbstständig reagieren sollen. Sie sollen Unternehmer im Unternehmen werden, also nicht mehr nur eine Aufgabe erfüllen, sondern den Unternehmenserfolg in gleicher Intensität anstreben wie der Unternehmer und sein Management. Es liegt auf der Hand, dass diese Umcodierung des Arbeitnehmers in einen Unternehmer eine frictionsreiche Angelegenheit ist, nicht etwa weil dem Arbeitnehmer der Erfolg des Unternehmens gleichgültig

ist, sondern weil ihm häufig die Ressourcen und eigentlich immer der Einfluss auf die Ziele des Unternehmens fehlen. Es ist also trotz dieser organisatorischen Revolution in den Unternehmen weiter Sand im Getriebe. Industrie 4.0 bzw. die Digitalisierung ist das Versprechen, mit technischen Mitteln die Rei-

bungsverluste im Produktionsprozess zu minimieren bzw. ganz zu beseitigen und die »liquid factory« zu verwirklichen: durch eine Echtzeitsteuerung, durch die völlige Transparenz der Produktion, durch flexible Automatisierung, durch »one piece flow«, durch »predictive maintenance«, durch kollaborative Mensch-Roboter-Systeme. Wenn sich die Aufträge selber durch die Fa-



brik steuern, die Maschinen und Werkstücke kommunizieren, die anfallenden Daten zum Sprechen gebracht werden und Handlungen auslösen, dann scheint der alte Widerspruch zwischen Markt- und Produktionsökonomie aufgelöst und der, von Bill Gates prophezeite »reibungslose Kapitalismus« nahe. Zur »Autonomie der Produzenten« käme dann entweder die »Autonomie der Technik« hinzu, oder die »Autonomie der Technik« macht die »Autonomie der Produzenten« hinfällig.

VI.

Was eben skizziert wurde, ist Wunschdenken. Es geht nicht darum, die Möglichkeiten der Digitalisierung kleinzureden, aber es muss daran erinnert werden, dass die technischen Potentiale das eine sind, ihre Umsetzung das andere. Und hierbei spielt das betriebswirtschaftliche Kalkül eine große Rolle. Wenn Routinearbeit billiger ist als ein kollaborativer Roboter, dann bleibt die Routinearbeit. Wenn die Systeme der vorbeugenden Instandhaltung große Investitionen verursachen, dann bleibt es bei der analogen reaktiven Instandhaltung. Und wenn die Auswertung des riesigen Datenberges (BIG DATA) zu viele Kräfte bindet, dann bleiben die Daten halt dumm. Was im öffentlichen Diskurs oft als Digitalisierungsrückstand – meistens – des Mittelstands kritisiert wird, ist vielleicht rationaler als das Einpeitschen von Digitalisierungssillusionen. Wichtiger in der Bewertung der Digitalisierung als neuer Organisator ist ein anderer Einwand, den ich vorher schon angeschnitten habe. Die intelligenten Maschinen beherrschen die »Dialektik« nicht. Sie bilden die Wirklichkeit nur ab, verdoppeln sie, aber sie können nicht mit Widersprüchen umgehen, sie kennen nur die binäre Logik, tertium non datur. Und Organisieren im Betrieb ist in erster Linie die Bearbeitung von Widersprüchen, das Umgehen mit Unvorhersehbarem, der Ausgleich von Interessen, die Balance zwischen Zeit, Kosten und Qualität (das Magische Dreieck), alles Dinge, die im künstlich-intellektuellen Horizont der Computer nicht vorkommen. Vor allem von einer Illusion sollte man sich gründlich verabschieden, die manche Arbeitsschützer und Gesundheitsmanager gern

vor sich hertragen: Automatisiert und digitalisiert wird nicht, um den Menschen das Leben zu erleichtern. Der genuine Technikbegriff, demzufolge Technik die Anstrengung ist, Anstrengungen zu ersparen, greift hier nicht. Wie auch, das Leben erleichtern können nur Menschen, nämlich die, die die digitalen Mittel besitzen und anwenden. Ich habe bisher noch nicht gehört, dass die Humanisierung des Arbeitslebens und die Entdichtung der Arbeit wichtige oder überhaupt Motive für die Investitionen in die digitale Technik wären.

VII.

Vermutlich glauben nicht einmal die Verfechter einer aggressiven Digitalisierung an die Organisationskompetenz der smarten Technik. Es ist augenfällig, dass in allen Abhandlungen über Digitalisierung die Begriffe Agilisierung, Disruption, lean etc. auftauchen. Sie entstammen einem anderen Diskurs, nämlich dem über Innovation und Akzeleration, der ein organisationstheoretischer und betriebswirtschaftlicher ist. Er liefert die Begriffe für das, was vorher als indirekte Steuerung bezeichnet wurde. Fast scheint es so, als solle die Digitalisierung der Katalysator für die Durchsetzung dieses Organisationsprinzips sein.

VIII.

Schöne neue digitale Welt? Ja, es gibt eine »neue Organisationswelt« in den Unternehmen, die durch die Digitalisierung noch an Realitätsmacht gewinnen wird. Aber es gibt keine neue digitale Welt. Weder wird der Orwell'sche Alptraum wahr, noch die Vision der smarten Fabrik, geschweige denn die viel bemühte Disruption. Disruption würde ja den Bruch mit alten Mustern bedeuten, also mit dem »Immer schneller, immer mehr«, dem Akkumulations- und Akzelerationszwang. Die Promotoren der Digitalisierung können sich die Zukunft aber nur als Hochrechnung der herrschenden Verhältnisse vorstellen, als beste aller bisher erprobten Praktiken. Den Apokalyptikern, die die totale Kontrolle am Horizont heraufziehen sehen, muss man entgegenhalten, dass sie die Zielrichtung des

digitalen Rationalisierungsansatzes nicht verstanden haben. Es geht nicht um Kontrolle des Einzelnen, um ihn umso besser beherrschen und ausnutzen zu können, sondern um Transparenz von Wertschöpfungsprozessen und -ketten, um flüssiger produzieren und besser kalkulieren zu können, es geht um Vernetzung, um das Dazwischen des Wertschöpfungsprozesses und nicht mehr um das Auslutschen einer einzelnen Produktionsstufe. Die Unternehmen haben selber die Produktion so verzweigt und fragilisiert, dass zwischen den Wertschöpfungsstufen die größten Reibungsverluste und die meiste Verschwendung anfallen. Diese Komplexitätskosten zu reduzieren ist ihnen wichtiger, als an der Produktivität des einzelnen Arbeitsplatzes zu feilen. Von daher kann man die Digitalisierung auch als riesiges logistisches Projekt charakterisieren. Leider wird auch aus der positiven Vision, der smarten Fabrik, nichts werden, denn sie beißt sich mit den Unwägbarkeiten des Kapitalverwertungsprozess – der ›Herrschaft des Zufalls‹ – sowie der Unfähigkeit der smarten Technologie, sich selbst zu reflektieren und zu korrigieren.

IX.

Dennoch wird sich aufgrund der Digitalisierung einiges ändern, das gravierende Auswirkungen auf das Belastungserleben der Beschäftigten hat. Schlägt ein Unternehmen den Kurs einer konsequenten Digitalisierung ein, dann kommt vor allen Dingen mehr Arbeit auf die Beschäftigten zu – nicht im Sinne von mehr produktiver Arbeit, sondern im Sinne von Arbeit, die nötig ist, um im Unternehmen überhaupt die Voraussetzungen für die Digitalisierung zu schaffen. Denn die Digitalisierung kann nur gelingen, wenn ich im Vorfeld die soziale Praxis modelliere. Der Computer ist vom realen Chaos der Welt vollkommen überfordert, er läuft nur zu seiner vollen Form auf, wenn die Welt ihm als geordnetes Modell vorliegt. Dafür bedarf es der Daten, die der Beschäftigte durch vermehrte Dokumentation dessen, was er tut, herbeischaffen muss und dafür bedarf es der Zerlegung des opaken geistigen Arbeitsvorgangs in Prozesse, in eine Abfolge von Schritten, die gegangen werden müssen. Die

Prozessmanie, die allerorten in den Betrieben beklagt wird, sowie das Überhandnehmen der Bürokratie in der Arbeit, an der die Beschäftigten leiden, haben genuin mit dem Digitalisierungsprojekt zu tun. Doch damit ist es nicht getan. Mit der digitalen Technologie kaufen sich die Unternehmer eine Black Box und das Zauberlehrlingssyndrom ein. Die Transparenztechnologie ist nämlich in sich alles andere als transparent und sie beginnt, tatsächlich ein Eigenleben zu führen, wenn man nicht von vorneherein gestaltend eingreift. Die Geschichte der Informatisierung ist, wie jeder am eigenen Leibe erlebt hat, eine Geschichte von Pleiten, Pech und Pannen, die zu beheben jede Menge Mehrarbeit von den Beschäftigten erfordert.

X.

Es ist schon erwähnt worden, zumindest im Herzen der deutschen Industrie ist keine Verschärfung oder Ausweitung der Kontrolle des einzelnen Arbeitnehmers, also keine Amazonisierung, zu befürchten. Dagegen stehen Betriebsräte, die beim Datenschutz sehr gallig werden können, dagegen steht aber auch der aktuelle Rationalisierungsansatz in den Unternehmen, der vorne geschildert wurde. Unbesehen davon aber wird das Gefühl, völlig unter Kontrolle zu sein, anwachsen, was bei nicht wenigen psychischen Stress auslösen wird. Einerseits werden die Beschäftigten durch die indirekte Steuerung in die unternehmerische Freiheit, also eine bedingte Freiheit, entlassen, sie werden angerufen, selbstverantwortlich die Unternehmensziele zu verfolgen, von sich aus das Nötige zu tun, andererseits steht ihnen in Gestalt der digitalen Technik eine mächtige potentielle panoptische Kontrollmacht gegenüber, die – käme sie zum Einsatz – ihre Freiheit ad absurdum führen würde. Es ist jetzt schon so, dass die größte Gefährdung im Arbeitsleben von den Beschäftigten selber kommt, die, um die Ziele zu erreichen, ihre Gesundheit aufs Spiel setzen. Wie wird es erst sein, wenn die Wege der Zielverfolgung und der Fortschritt dabei jederzeit und in Echtzeit überall abrufbar und transparent sind? Ein Double Bind und die Zunahme der ›Selbstgefährdung‹ werden das Belastungssyndrom des digitalen Zeitalters sein.

Der Selbstmordattentäter aus Blieskastel

Vor 80 Jahren starb der Dichter Ludwig Scharf

Von Stefan Ripplinger

Wer Albert Weisgerbers Porträt des Dichters Ludwig Scharf betrachtet, nämlich die Version (1905) aus der Münchner Neuen Pinakothek, kann sich der Kraft der düsteren Figur kaum entziehen. Die bleiche Rechte vornehm resigniert über der Stuhllehne, in der Linken eine glimmende Zigarette, starrt der Dichter aus schwarzen Augen in die untergehende Sonne, als wäre sie das Verächtlichste überhaupt. Der ungekämmte Haarschopf verrät ungezähmte Natur. Die Beine lässig übereinandergeschlagen, ist eine nervöse Spannung in diesem Körper. In aristokratischer Haltung zurückgelehnt, wirkt Scharf zugleich wie auf dem Sprung, besser gesagt, wie kurz vor der Eruption. An der Wand das Gemälde einer Eiswüste und auf dem Bett ein aufgeschlagenes Buch, dessen Seiten perlmutten in der Abendsonne schimmern.

Es war dieses große »Porträt des Mannes, der in seinen Zügen eine anklagende Bitterkeit zur Schau trug«, das, schreibt dessen Jugendfreund Theodor Heuss, Weisgerbers »jungen Ruhm begründete«.¹ Wilhelm Hausenstein analysiert, dieses Porträt sei »ein monumentales Bildnis im älteren Sinne: im Sinn der Generationen zwischen 1880 und 1900 – man möchte sagen im Sinn des Naturalismus, und dazu trüge ein gewisser proletarisch-revolutionärer Einschlag des Modells zugleich mit dem revolutionären Elan dieser Malerei, die freilich teilweise, zum Beispiel im Gesicht, auch ins Genaue geht, einiges bei. Vor allem ist die materielle Energie der Malerei von diesem älteren Bildgeist bei Weisgerber unzertrennlich.«² Der »ältere Bildgeist« soll die Zeit meinen, bevor Weisgerber über dem Sebastian vergeistigte – eine Vergeistigung, an der man durchaus seine Zweifel haben kann. Das proletarisch-revolutionäre Modell aber war zugleich ein Landsmann.

Der Dichter Ludwig Scharf, geboren 1864 in Meckenheim, siedelte mit seiner Familie nach dem frühen Tod des Vaters, eines Beamten, in dessen Geburtsstadt Blieskastel über, wo der junge Scharf die Lateinschule bezog. Noch viele Jahre später, als er längst aus Deutschland ausgesiedelt war, kehrte er besuchsweise immer wieder nach Blieskastel zurück. Aber lesen wir, was der Dichter selbst über seine frühen Jahre mitzuteilen hat: »(Kaum) war ich da, so hub ich auch schon gottsjämmerlich an zu schreien und schrie, wie meine Mutter mir erzählte, sechs Wochen lang ununterbrochen. Mein Vater, der vor Freude, daß er einen Buben bekommen, einen Luftsprung gemacht hatte und dabei schier den Plafond eingerannt hätte, wünschte mich nun wieder zurück zu allen Teufeln. Außerdem war ich häßlich wie die Nacht, hatte eine schwärzlich-graue, negerartige Hautfarbe und trug eine große höckerige Nase im Gesicht, die ich indessen später nach Kaulquappenart wieder abgestoßen habe.«³

Abgestoßen hat er außerdem, als Sechzehnjähriger, ein Bein, es habe sich, schrieb er seinem Freund Max Halbe, »sozusagen von selbst vom Körper« abgelöst.⁴ Von da an trug er ein Holzbein, das in den Beschreibungen seiner legendären Lesungen in der Münchner Bohème gelegentlich erwähnt wird. Nach München hatte ihn ein bald aufgegebenes Jurastudium geführt. »Wenn der afrikanisch-dunkle Bohèmedichter Ludwig Scharf in die Schranken trat, so rief ein peinlicher Zwang die Totenstille hervor, in der man sein Kunstbein quietschen hörte«,⁵ berichtet ein Zeuge. Noch häufiger wird erwähnt, dass er etwas »Afrikanisch-Dunkles« oder »Negroides«⁶ gehabt habe, sein Gesicht eine »diabolische Arabeske«⁷ und er selbst ein »fast verbrechermäßig ausschauender Mann«⁸ gewesen sei. Scharf scheint diese Dämonisierung willkommen gewesen zu

sein, denn mit ihr ließ sich das grelle Selbstbild der Andersheit dunkel grundieren, das in seinen Gedichten immer wiederkehrt. Er gab die Legende aus, von einem der türkischen Kriegsgefangenen abzustammen, die Ludwig-Wilhelm von Baden-Baden, der »Türkenlouis«, im 17. Jahrhundert nach Süd-deutschland brachte.

Wie auch immer sich seine Andersheit erklärt, sie faszinierte. Erich Mühsam erinnert sich, dass Scharf »in pfälzischer Aussprache, aber mit wirksamer Verve, immer dieselben Gedichte«¹⁰ schmetterte, Joachim Ringelnatz »verehrte ihn und liebte seine Gedichte«,¹¹ Frank Wedekind karikiert in seinem Marquis von Keith (1901) Scharf als den invaliden Literaten Sommersberg; »Ende der Dreißiger, tiefgefurchtes Antlitz, Haar und Bart grau meliert und ungekämmt. Ein dicker Winterüberrock verdeckt seine ärmliche Kleidung, zerrissene Glacéhandschuhe«. Er bittet den Marquis an, der Mitleid mit ihm hat. Von Keith: »Vielleicht finden Sie doch noch eine Strömung, die Sie aufs offene Meer hinausträgt. – Oder zittern Sie um Ihr Leben?« Sommersberg: »Ich kann nicht schwimmen; und hier in München erträgt sich die Resignation nicht schwer.«¹²

Am eindrücklichsten schildert Karl Otten einen von Scharfs Auftritten in der Künstlerkneipe »Simplicissimus«, wo die Wirtin Kathi Kobus das Regiment führte, mit der Scharf übrigens ein Verhältnis hatte:

»Ruhe für unseren großen, unübertrefflichen Dichter« – schrie Kathi in den Qualm und das Tobuwabohu unserer angesäuselten Gegenwart. Und auf das roh gezimmerte Podium stampfte Ludwig Scharf, fletschte die Zähne, liebkoste seinen empörten Bart, strich die ondulierte Mähne zurück und begann mit schief gezogenem Munde zu knurrbrüllen: »Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür?!« und zu jenem Haßwort und Fluch stampfte er mit seinem Holzbein auf, daß es nur so krachte. Sein edles Faunsgesicht wurde blaß, Tränen wässerten ihm den Dichterblick aus dunkelbraunen, an sich zärtlichen und gutmütigen Augen. Er war ein Gentleman-Revolutionär, dieser alte Papa Scharf, und wir, die wir uns für echte Revolutionäre hielten, kugelten uns vor Lachen über sein Pathos: »Mit Samensträngen bin ich begabt, millionenfach mich zu vermehren« (korrekte Fassung dieses Verses weiter unten; S.R.) – und klatschten ironischen Beifall, bis uns die Hände

schmerzten. Nach vollbrachter Tat stampfte Scharf herab vom Olymp und Kathi schrie: »Ein Glas Milch für Herrn Scharf. Bis zum heutigen Tage weiß ich nicht, was der Becher aus Milchglas wirklich enthielt. Ich vermute, Absynth.«¹³

Er war ein Lieblingsnarr und -neger der Münchner, und in diesem Spott erschöpfte sich seine Bekanntheit. Wer aber seine beiden Gedichtbände, die Lieder eines Menschen (1892) und die Tschandala-Lieder (1905), aufmerksam liest, wird nicht finden können, dass er ein Brettlkünstler oder eine Art Slam-Poet seiner Zeit war, auch nicht, dass er, wie es oft geschieht – leider auch in der ansonsten verdienstvollen Werkausgabe von Walter Hettche –, in den »deutschen Naturalismus«¹⁴ eingeordnet werden könnte. Zwar hat sich Scharf als zwangsweise proletarisierter Intellektueller nicht gescheut, das Elend, das er am eigenen Leib erfuhr, beim Namen zu nennen, aber um naturalistische Darstellung ging es ihm erkennbar nicht. Vielmehr trifft sein Freund Max Halbe den Punkt: »Scharf war der geborene Gedanken-lyriker.«¹⁵ Den Gedanken, den Scharf umkreist, hatte er von Friedrich Nietzsche, den er indirekt und direkt von der ersten bis zur letzten Zeile sowohl zitiert als auch auf den Kopf stellt.

Der »Tschandala«, ein Paria, der schon in Scharfs erstem Gedichtband erscheint und Titelfigur des zweiten ist, stammt aus Nietzsches »Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert« (1889) und kehrt in dessen »Antichrist« (1894) wieder. Der Tschandala ist das Gegenstück zum Herrenmenschen, als dessen Herold sich Nietzsche sieht, er ist, so liest Nietzsche im Manusmriti, dem brahmanischen »Gesetzbuch des Manu«, die »Frucht von Ehebruch, Inzest und Verbrechen«. Die Tschandalas sollen, so heißt es in diesem vor 2000 Jahren entstandenen Gesetzbuch, »zu Kleidern nur die Lumpen von Leichnamen haben, zum Geschirr zerbrochene Töpfe, zum Schmuck altes Eisen, zum Gottesdienst nur die bösen Geister; sie sollen ohne Ruhe von einem Ort zum andern schweifen.« Die Tschandalas sind die »Mischmasch-Menschen«, die Elenden, und wer sie rettet, stellt sich gegen den Siegeszug des Übermenschen, eben des Antichristen. Denn das Christentum ist für Nietzsche »der Sieg

der Tschandala-Werte, das Evangelium den Armen, den Niedrigen gepredigt, der Gesamt-Aufstand alles Niedergetretenen, Elenen, Mißbratenen, Schlechtweggekommenen gegen die »Rasse« – die unsterbliche Tschandala-Rache als Religion der Liebe ... »¹⁶

Otten und etlichen anderen zu vernehmende Meinung, Scharf sei ein »Proletarierdichter«,¹⁸ ebenso hinfällig. Scharf war kein Chauvinist – dagegen spricht allein schon, dass Anatoli Lunatscharski, der spätere Volkskommissar für Bildung in der UdSSR, den deutschen Dichter



»Der Dichter Ludwig Scharf« von Albert Weisgerber (1905 | Öl auf Leinwand, Objektmaß 147,5x131,3 cm).

Es ist also nicht zu übersehen, dass sich, wie Ernst Kreowski in seinem Verriss der Tschandala-Lieder schreibt, bei Scharf »Stirnerscher Radikalanarchismus, Nietzsches Ideologie vom Übermenschthum – und beides vermischt mit nihilistischer Tendenz« finden.¹⁷ Ebenso unübersehbar ist, dass Scharf diese Philosophien gegen den Strich bürstet. Sein Tschandala wird Übermensch. Damit ist aber die Kreowski entgegengesetzte, bei Hausenstein,

gewürdigt und 1906 sogar übersetzt hat –, aber er vertritt auch keine sozialistische Position, sondern die eines Isolierten, eines Krüppels, eines »stolzen Negersklaven«,¹⁹ eines Paria, eben eines Tschandala, der seine Ohnmacht zwar meistens einsieht, aber nicht gewillt ist, ihretwegen klein beizugeben. Trotzig möchte er lieber untergehen, als sich den Gesetzen einer verachteten Gesellschaft zu unterwerfen.

© bpk / Bayerische Staatsgemäldesammlung

Scharfs Tschandala ist ein Prometheus, der den Göttern das Feuer stiehlt – um in ihm zu verbrennen. Diesen Punkt trifft Kreowski übrigens recht gut, wenn er Scharf als »zyklopisches Kraftgeschöpf« beschreibt, das »sich in ohnmächtiger Glut verzehrt«.²⁰ Es verzehrt sich fluchend. Noch mit seinem letzten Seufzer wird es Gott lästern. Und ganz am Schluss der Tschandala-Lieder finden sich die Verse:

*Mein Herz ist eine Granate: – /
Wenn die in Lieder zerspringt, /
Dann wird vom blutigen Bade /
Der alte Mensch verjüngt.²¹*

Scharf ist der Selbstmordattentäter der deutschen Literatur, ein metaphysischer Rebell wie Byron, Poe oder Swinburne. Wie das fromme Blieskastel imstande war, ausgerechnet einen solchen Satansjünger auszubrüten, wird wohl für immer ein Rätsel bleiben.

Um zu vergegenwärtigen, mit welcher verzweifelten Energie Scharf sich aufbäumt, folgt ein Schnelldurchlauf durch seine einsamen Lieder:

*Abnt ihr noch nicht, daß euer Christengott /
Mit seinen Legionen auch bankrott? (...) Doch
schöner ist, wer's mag verstehn, / (...) still mit
Tieren untergehn – /
Und sich nicht selbst belügen. (...)
Denn ich will fluchen, bis ich platze, /
Bis tief ich lieg im Höllenbauch – /
Viel seliger macht des Satans Fratze, /
Denn eines Gotts Despotenaug. (...) Mörder warst
du, Wahngott, Tod dein Kuß! (...) Wie ekelte mir
vor den Menschen, /
Vor ihrem Ringen ums Brod, /
Vor ihrem engen Behagen, /
Vor ihrer niedrigen Not! (...) Ich schritt fürbaß.
In endlosen Reihn /
Starrten Laternen müßig mich an – /
Da stieg mir jählings die Frage zu Hirn: /
Warum hängen da keine Menschen daran? /
– Die Pfähle sind doch solid genug? (...) Dem
Staate will ich dienen, /
Der Mehrheit Sklave sein, /
Natur mit Füßen treten, /
Die Freiheit Lügen zeihn! (...) Was dir so heilig
war, zieh's in den Schlamm /
Der Zote, der Gemeinheit – das erlöst! /
Ein bittres Lächeln nur läßt es zurück ... (...)
Ihr habt ja Alle euern Wahn – /*

*Ihr nennt's Beruf, nennt's Stand: ich euern Wahn
– /
Ein kleiner Wahn, ach, der Millionen Wahn! //*

*Laßt mich mit meinem Wahn allein /
Mein Wahn ist mein. (...) O Leben, du Leben
– /
Was führtest du mich ein? / Was führtest du mich
ein ins Licht, /
Ins flutend-warme Sonnenlicht – /
Und läßt mich Hundsfoth sein? (...) (An einen
deutschen Dichter:) Werde zu Mist /
Und dünge die Erde! (...) (An die Gebildeten:)
Ihr habt kein Zwerchfell, habt kein Herz, nur
Säcke /
Mit Blut gefüllt und hinterwärts mit Drecke. (...)
Ihr seid fertige Menschen! O wie beneid ich euch
Alle! /
Ich erst werde zum Mensch, werd es auf eigne Ge-
fahr. (...) Ich glaub an Gott nicht mehr und so
geschahs, /
Daß ich mein Brod muß Tag für Tag verdienen, /
Ein düstrer Sklav in unterirdischen Minen. (...)
Wüte nur Novembersturm, /
Heule, praßle – wüte! /
Daß dem kleinen Erdenwurm /
Wohl wird im Geblüte! (...) Aber bau dir keinen
Himmel, /
Weil die Erde dich betrogen: /
Klaren Augs und unbelogen /
Scheide aus dem Erdgewimmel! (...) Halt't mir
vom Leib die Sonne! (...) Ein Funke steckt die
Welt in Brand – /
Mit Funken kann man schmieden. (...) Meine
Jugend habt ihr mir verpestet, /
Mich betrogen um die schönste Zeit, /
Mit Phantomen mich beraufgemästet – /
Staunt ihr, wenn mein Herz nach Rache schreit?
(...) Wie konnt' ich zu euch hinab steigen, /
Mich verirrend /
In euren labyrinthischen Niederungen? (...) (Die
Eule:) Du grauer Vogel, den vor grauen Zeiten /
Die Griechen ihrer Geistesgöttin weihten – /
Du grauer Vogel, licht- und menschen-scheu, /
Was suchst du hier, im Land der Barbarei? (...)
Ihr laßt uns lebendig begraben sein! /
Würgt uns in der Wiege die Kinder! /
Ihr schändet unsere Frauen – ach nein: /
Ihr trinkt unser Blut wie brausenden Wein! / Ihr
eßt unser Fleisch nicht minder! (...) Der Murren-
ton, /
Er murmelt Hobn: /*

Es wird kein Morgenrot uns lohn. (...) Doch ich vergaß, daß Mensch ist, wer Herr ist. (...) (Der Tod) sitzt mir im Hirn, er sitzt mir im Magen, / Er hat sich fest in mir eingenist't, / Ich muß ihn sogar in den Hoden tragen, / Und was ich auch zeuge: ER – Vater ist. (...) Weigre dich nicht, o Mensch, / Deinen Tribut fürs Leben, / Den Obolus Todeskampf, / Charon-Tod, / Dem Fährmann, zu zahlen! / Denn er führt dich dafür / In die Gefilde der ewig Beseligten. (...) Ich bleibe für mich, geh meinen Weg, / Ein freier Sohn der Erde, / Und recke mein Haupt über Wolken hinaus, / Daß ich Gott ähnlich werde. (...) Ich bin nur ein Wurm, der ein Gott sich geglaubt. (...) Lichtbringer, ich höre dich! / Dein ist die Macht! / Dein ist die Herrlichkeit! – / Führe mich! ...²²

Nicht nur in den beiden Gedichtbänden, sondern auch in seinen verstreuten Veröffentlichungen, fast ausschließlich in der Jugend, aber einmal auch in der Fackel, bleibt sich Scharf treu. Er hat Gott und der Welt den Kampf angesagt, wärmt sich mal an neronischen Visionen eines flammenden Untergangs auf, kühlt sich mal am Nirwana eines eisigen Nichts ab, stets kriecht sein Tschandala im stinkenden Dreck, aber wähnt sich doch weit über einer verkommenen Menschheit und einem barbarischen Deutschland, er ist Wurm und Gott in einem, faktisch ein Wurm, von Bewusstsein ein Gott.

Es kann, so gesehen, nicht völlig überraschen, dass ausgerechnet der im wilhelminischen Deutschland, aber auch in der biedereren Schweiz bestgehasste Intellektuelle der Zeit, der wegen Gottes- und Majestätsbeleidigung mit Zuchthaus und Enteignung bestrafte Arzt und Schriftsteller Oskar Panizza, den Druck der Lieder eines Menschen finanziert hat. Dass Scharf einem ähnlichen Schicksal wie dem seines Gönners entging, mag daran liegen, dass ihn niemand je ganz ernst genommen hat. Bis 1906, als er die Malerin Ella Somssich heiratete und auf deren Schloss im ungarischen Patosfa übersiedelte, war Scharf meistens arm wie eine Kirchenmaus. Seine Lieder wurden rezensiert, aber nicht gesungen. Bettelgänge wie der von Wedekind beschriebene lassen

sich anhand der Briefe vielfach nachweisen. Scharfs erste Frau starb unter elenden Bedingungen, die Kinder kamen ins Waisenhaus. Zwar gab ihm das wilhelminische Deutschland zu verstehen, was es von ihm hielt, aber Zensur und Polizei sparten sich die Mühe, den schrulligen Mann zu verfolgen.

Dabei war er alles andere als ein Maulheld. Von 1896 bis 1898 griff er als verantwortlicher Verleger und alleiniger Redakteur der Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, die in einer Auflage von 9.000 Exemplaren erschienen, die deutsche Reaktion offen an. Allerdings musste er Rücksicht darauf nehmen, dass der Verein den Patriotismus der Juden herausstellen wollte. Man wollte es sich nicht mit allen verderben, mit manchen aber schon. Und dafür sorgte dann Scharf, etwa im September 1896:

Jüdisch klingende Namen benutzen die Antisemiten mit Vorliebe, wenn es gilt den verhassten Juden etwas anzuhängen. Begeht irgend ein Lump eine Schandthat und führt er zufällig einen solchen jüdisch klingenden Namen, so sind nach antisemitischer Lehre alle Juden Lumpen. Daß die Nutzenanwendung dieses verleumderischen Grundsatzes schon häufig dahin geführt hat, angeblich jüdische Verbrecher als stramme Antisemiten entpuppt zu sehen, ist nichts Neues. Neu ist aber ein Reinfall, der den braven Antisemiten soeben auf einem anderen Gebiete passirt ist. Zum Beweise, wie »verjudet« Deutschland ist, veröffentlichen antisemitische Zeitungen unter der Ueberschrift »Jüdische Ritter, Commissions- und Commerzienräthe u.s.w.« eine Liste derer, die in Deutschland »befördert« werden, trotzdem sie Juden sind. In der jüngsten dieser Listen steht nun die Ernennung des Herrn Rechtsanwalts Abraham in Sangerhausen zum Notar. Ist es schon an und für sich Thorheit, die Ernennung eines Notars als Beförderung aufzufassen, so ist die Erwähnung derselben im Falle des Herrn Abraham um so thörichter, als dieser, wie die »Nordhäuser Zeitung« feststellt, ein unverfälschter Christ und Arier und Sohn eines Eisenbahndirectors ist. Also mit der »Verjudung« des Notariats in Sangerhausen ist es wieder nichts.²³

Im Mai 1897 heißt es:

Im Zoologischen Garten zu Köln hat sich irgend Jemand einen netten »Scherz« erlaubt, indem er

einen Stempel mit der Inschrift ›Kauft nicht bei Juden!‹ auf die Nase eines Rhinoceros drückte. Ein gescheiter Kerl, dieser Herr, der diesen Dickhäuter zum antisemitischen Propagandisten gemacht hat.²⁴

Die Projektion des einflussreichen Deutschen Volksblatts aus Wien, von den 41.000 Zeitungen der Erde gehörten die meisten den Juden, verspottet er 1898 mit den Sätzen:

Diese ›Verjudung‹ ist wirklich entsetzlich! Selbst in Mittelafrica, im Innern von China, oben in Canada u.s.f. herrscht die ›Judenpresse‹. Wenn man bloß wüßte, ob die Zeitungen auf dem Mars ›judenrein‹ wären! Da könnte man doch wenigstens eine unverfälscht christlich-arische Zeitung abonnieren!²⁵

Seine Gelegenheitspolemik erreicht nirgendwo die Höhe der Polemik seiner Gedichte, aber ist doch erschreckend prophetisch, was wohl weniger an ihm selbst als an seinen Gegnern liegt. Die Stunde der Antisemiten sollte erst noch kommen. Scharf war kein politischer Lyriker. Er richtete seinen Hass weniger gegen die Mächtigen, über die er doch soviel wusste, als gegen die Menschheit insgesamt, von der er sich verraten fühlte. Und so heftig sein Kampf auch ist, er gibt ihn im Voraus verloren. Das verleiht seinen Gedichten ihre Bitterkeit, zugleich etwas Fatalistisches. Sein bekanntestes Gedicht, das von ihm gern rezitierte »Proletasum«, gelangt erst zu einer bemerkenswerten Einschätzung der Lage der Massen: »Mit Samensträngen sind wir begabt, / Millionenfach uns zu vermehren, / Daß ihr, ihr Obern, die Hände habt, / Die euch gemächlich ernähren.« Bündiger ist der Proletarier, dessen Name sich vom lateinischen »proles«, Nachkommenschaft, herleitet, wohl selten in seiner Funktion bestimmt worden. Doch Scharf ahnte die siegreichen Schlachten des Proletariats nicht, bloß seine Niederlagen voraus. Und so endet das Gedicht mit der erschütternden Strophe:

*Wir sind ein erbärmliches, ekles Geschlecht /
Und werden uns nie ermannen: /
Ihr könnt uns getrost an den Wagen der Zeit /
Als Zugvieh der Zukunft spannen.²⁶*

Scharfs beste Gedichte bezeugen, er weiß, dass es einen einzelnen Tschandala nicht gibt, dass es immer viele sind, die von der kapitalistischen Gesellschaft ausgespien werden. Aber er konnte sich doch nicht zu der Einsicht durchringen, dass der Kampf gemeinsam ausgefochten werden muss. Dieser Tschandala und sein Autor wollten den Kampf allein verlieren – ihn siegreich verlieren, wenn der Oxymoron erlaubt ist. Die enorme Spannung zwischen Selbstermächtigung und Ohnmacht, die sich zwischen den Gedichten, oft auch zwischen den Versen aufbaut, drückt sich am deutlichsten im Umgang mit dem Tod aus. Der Tod ist für den todgeweihten Tschandala der Widerspruch an sich, er ist sein Lebenselixier, aber auch sein Erlöschen, er ist sein Hass, aber auch seine Seligkeit, sein Bruder, aber auch Gebieter. Vor allem ist der Tod der Schlüssel zur Andersheit dieser Außenseiterfigur, hinter der sich immer wieder sein Autor zeigt, der dem Tod einige Male von der Schippe gesprungen ist, ihn nahen spürt, wenn die andern noch fröhlich feiern, und ihn bereits überwunden weiß, wenn ihnen das Blut in den Adern gefriert:

*Seht, liebe Freunde, daher mags kommen, /
Daß ich so anders bin, als ihr. /
Daß ich, wenn ihr lacht, in der Seele beklommen, /
Und wenn ihr euch ängstigt, ich lache schier.²⁷*

Anmerkungen

- 1 Theodor Heuss, Vorspiele des Lebens. Jugenderinnerungen, Tübingen 1953, S. 307.
- 2 Wilhelm Hausenstein, Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch, herausgegeben von der Münchener Neuen Sezession, München 1918, S. 64.
- 3 Ludwig Scharf, »Autobiografisches«, in: ders., Gesammelte Lyrik und Prosa, hg. von Walter Hettche, Bielefeld 2011, S. 295f., hier S. 295.
- 4 Ludwig Scharf an Max Halbe, 15.01.1896, zit. nach Walter Hettche, »Nachwort«, in: Scharf, Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 367–393, hier S. 367.
- 5 Hans Brandenburg, München leuchtete. Jugenderinnerungen, München 1953, S. 144.
- 6 Max Halbe, Scholle und Schicksal. Die Geschichte meiner Jugend, Salzburg 1940, S. 305.
- 7 Else Lasker-Schüler, »Wauer-Walden via München usw.«, in: dies., Der Prinz von Theben und andere Prosa, Bd. 2/1, Frankfurt / Main 1998, S. 269, hier zitiert nach Walter Hettche, »Nachwort«, in: Scharf, Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 367–393, hier S. 378.
- 8 Friedrich Sengle, Moderne deutsche Lyrik. Von Nietzsche bis Enzensberger (1875–1975), Heidelberg 2001, S. 23, hier zitiert nach Walter Hettche, »Nachwort«, a.a.O., S. 386.
- 9 Heinz Schöffler, »Erinnerung an einen Vergessenen. Ludwig Scharf – ein pfälzischer Dichter. Ein Funkporträt«, in: ders., Über Maler – Über Dichter, Mainz 1975, S. 93–105, hier S. 96.
- 10 Erich Mühsam, Unpolitische Erinnerungen, Berlin/DDR 1958, S. 180.
- 11 Joachim Ringelnatz, Mein Leben bis zum Kriege, Berlin 1983, S. 231.
- 12 Frank Wedekind, »Der Marquis von Keith. Schauspiel in fünf Aufzügen«, in: ders., Stücke, Leipzig 1979, S. 233–321, hier S. 272f. (Zweiter Aufzug).
- 13 Zitiert nach Heinz Schöffler, »Erinnerung an einen Vergessenen«, a.a.O., S. 104.
- 14 Walter Hettche, »Nachwort«, a.a.O., S. 367.
- 15 Max Halbe, Scholle und Schicksal, a.a.O., S. 305.
- 16 Friedrich Nietzsche, »Götzen-Dämmerung«, in: ders., Werke III, hg. von Karl Schlechta, Frankfurt / Main, Berlin, Wien 1984, S. 384–479, hier S. 427f.
- 17 Ernst Kreowski, »Ein ›Tschandala‹-Poet (Ludwig Scharf)«, in: Die Neue Zeit, 26, 1905, S. 857–861, hier S. 859.
- 18 Adolf Danneegger, [Rezension der Tschandala-Lieder], in: Freistatt, 37, 1904, S. 741, hier zitiert nach Walter Hettche, »Nachwort«, S. 386.
- 19 Ludwig Scharf, »Selbstschau«, in: ders., Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 85.
- 20 Ernst Kreowski, »Ein ›Tschandala‹-Poet«, a.a.O., S. 860.
- 21 Ludwig Scharf, »Ça ira«, in: ders., Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 146.
- 22 Ludwig Scharf, Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 11, 12, 13, 15, 24, 38, 55, 58, 66, 69, 73, 74, 80, 82, 84, 87, 95, 101, 103, 115, 117, 126f., 139, 145.
- 23 Ludwig Scharf, »Jüdisch klingende Namen«, in: Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 36, 1896, S. 286.
- 24 Ludwig Scharf, »Auch ein Symbol«, in: Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 19, 1897, S. 151.
- 25 Ludwig Scharf, »Verjudung« der ganzen Erde«, in: Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 38, 1898, S. 304.
- 26 Ludwig Scharf, »Proleta sum«, in: ders., Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 92f.
- 27 Ludwig Scharf, »Monsieur Tod«, in: ders., Gesammelte Lyrik und Prosa, a.a.O., S. 116f., hier S. 117.

Die Wüste ist nicht da, wo man glaubt

Gedanken zu einer berühmten Widmung: Antoine de Saint-Exupéry für Léon Werth

Von Georg Bense

Ich fahre gerne durch Lothringen, folge schnurgeraden Straßen durch welliges Hügelland mit vereinsamten Dörfern, wo niemand zu Hause scheint. Lothringen, Teil der Großregion »Grand Est«, präsentiert sich mit eigenwilligem, nicht selten morbidem Charme. Ein spröder Nachbar, reich an Grenzlandgeschichten und Legenden, an Vergessenem und Unbekannten. Seine Schätze liegen abseits touristischer Neugier und Ziele. Einmal, es ist schon einige Zeit her, kam ich auf einem meiner Streifzüge nach Remiremont. Ein Städtchen am Ufer der jungen, französischen Mosel, die um den Ort einen Bogen schlägt. Wie häufig in Frankreich hat man auch hier die Hauptstraße nach dem General benannt, der im Zeichen des Lothringer Doppelkreuzes für die Freiheit Frankreichs gekämpft hat. »La Rue Charles de Gaule« mit ihren mittelalterlichen Arkaden verlockt zu romantischen Spaziergängen durch das Zentrum des Städtchens. Die Namen der Seitenstraßen und -gassen der Hauptstraße erinnern an adelige Nonnen, Stiftsdamen der Abtei, die geschickt den Glauben an Gott mit dem Leben in weltlichem Luxus verbanden, oder an längst vergessene, einst stadtbekannte Notabeln. Eine kurze Nebenstraße fällt durch ihren Namen aus dem Rahmen regionaler Wichtigkeit hinaus in die Geschichte der französischen Literatur: »La Rue Léon Werth«.

Léon Werth, französischer Schriftsteller. Kunstkritiker. Geboren am 17. Februar 1878 in Remiremont. Starb am 13. Dezember 1955 in Paris.

Begibt man sich auf Spurensuche, wird immer wieder der kritische Geist dieses Schriftstellers erwähnt. Einer, der für eine streng unabhängige Geisteshaltung eintrat und Gegner jeder Form von Korruption war. Ein scharfer Kritiker des satten Bürgertums, gegen dessen Regeln und Hang zu Kompromissen er immer wieder vehem-

ment polemisierte. Sein erster Roman »La Maison Blanche« wurde 1913 für den *Prix Goncourt* vorgeschlagen. Der unter dem Titel »Das weiße Zimmer« ins Deutsche übersetzte Roman verfehlte die höchste literarische Auszeichnung Frankreichs nur um Haaresbreite durch das Fehlen von zwei Jurystimmen.

Die Idee des Vaterlandes ist eine schwierige Idee. Wie alle schwierigen Ideen wird sie von denen benutzt, die keine Ideen haben.

Léon Werth:
»Selbstzeugnisse«.

Vielleicht war es die geistige Auseinandersetzung mit der Idee des Vaterlandes, die ihn bewog, obwohl überzeugter Pazifist, sich 1914 freiwillig als Soldat in den Ersten Weltkrieg zu stürzen. Fünfzehn Monate kämpfte er in den Schützengräben an der französischen Ostfront, wurde verwundet. In »Soldat Clavel« verarbeitete er seine Erinnerungen an den Stellungskrieg. Das Buch, 1919 erschienen, verursachte durch seine kompromisslose, kritische Haltung gegenüber jeder Form von Krieg einen Skandal. Als die deutsche Wehrmacht rund zwanzig Jahre später 1940 die Champs Elysée herunter marschierte war er tief betroffen, dass die Franzosen so schnell die großen Ideale und Bekenntnisse von 1789 verdrängten – und nicht wenige ihre Stimme für eine Kollaboration mit Nazideutschland erhoben. Verbittert notierte er: »Die Zivilisation schmerzt mich.« Als Jude ahnte er Pogrome und beginnende Verfolgungen voraus. Als er sich 1941 als Jude registrieren lassen musste, schreibt er:

Ich fühle mich erniedrigt, nicht weil ich Jude bin, sondern weil ich, als Jude minderwertig sein soll. Das ist absurd, vielleicht ein Mangel an Stolz, aber es ist so.

Léon Werth:
»Als die Zeit stillstand«. Tagebuch 1940–1944.

Rund zehn Jahre zuvor, im Juli 1931 hatte Léon Werth die Bekanntschaft von Antoine de Saint-Exupéry gemacht. Es war der Beginn einer großen, lebenslangen Freundschaft, die durch eine Widmung eine erstaunliche Spur in der französischen Literatur hinterlassen hat.

Ich bitte die Kinder um Verzeihung, dass ich dieses Buch einem Erwachsenen widme. Ich habe eine ernstliche Entschuldigung dafür: Dieser Erwachsene ist der beste Freund, den ich in der Welt habe. Ich habe noch eine Entschuldigung: dieser Erwachsene kann alles verstehen, sogar die Bücher für Kinder. Ich habe eine dritte Entschuldigung: Dieser Erwachsene lebt in Frankreich, wo er hungert und friert. Er braucht sehr notwendig einen Trost (...)

Antoine de Saint-Exupéry
»Der kleine Prinz«. Für Léon Werth.

Ich hatte die bekannten Werke von Antoine de Saint-Exupéry gelesen. Natürlich auch »Le Petit Prince«. Der Widmung hatte ich nur oberflächlich Beachtung geschenkt. Erst durch den Straßennamen in einer abgelegenen, lothringischen Kleinstadt bin ich wieder auf Léon Werth gestoßen. Eine erstaunliche Freundschaft, so dachte ich. Hier der wenig bekannte Autor Léon Werth aus Lothringen, auf der anderen Seite Antoine de Saint-Exupéry, eine Kultfigur und schon zu Lebzeiten eine Legende. Der berühmte Flieger und Schriftsteller wurde am 29. Juni 1900 als Sohn adeliger Eltern in Lyon geboren. Heute erinnert der Name des internationalen Flughafens von Lyon an den legendären Autor. Bekannte Werke: »Flug nach Arras«, »Wind, Sand und Sterne«, »Nachtflug«. »Der kleine Prinz« – ein Welterfolg – erschien 1943. Schnell waren sich Kritiker und Literaten einig, dass es sich, wenn überhaupt, nur oberflächlich gesehen, um ein Kinderbuch handelte. Obwohl er und sein fiktiver Protagonist sich immer wieder an die Kinder wenden.

Kinder müssen mit großen Leuten viel Nachsicht haben.

Saint-Exupéry:
»Der Kleine Prinz«.



Léon Werth, als Soldat, Montélimar, ca. 1914 (CC, anonym).

Durch die Widmung wurde auch der Name Léon Werth in der internationalen Literaturwelt wahrgenommen, doch kaum beachtet. Die Widmung Saint-Exupérys für Léon Werth gehört zu den eher seltenen literarischen Zeugnissen einer Freundschaft zweier Schriftsteller mit krassen Unterschieden in Leben und Werk. In Frankreich ist Léon Werth als Kunstkritiker, als *écrivain d'art* bekannt. Mit vielen Malern war er befreundet. Über viele hat er geschrieben. Über Claude Monet hat er ein Buch verfasst. Unter dem Titel »Quelques peintres« (einige Maler) veröffentlichte er 1923 ein Buch über Maler, die er recht eigenwillig beurteilte. Über Maurice Vlaminck schrieb er: »Vlaminck ist ein Riese, der Hemden aus Cellular (Sportbekleidung) und ein rotes Halstuch mit orientalischen Mustern trägt. Er hat am Radrennen Paris – Bordeaux teilgenommen und rast auf seinem Motorrad durch die Gegend. Eine gewisse Zurückhaltung hält mich davon ab, genau zu sagen, wer sich hinter dem Koloss mit Halstuch verbirgt.«



Saint-Exupéry nach seiner Bruchlandung in Ägypten 1935 (CC, Saint-Exupéry/André Prévot).

Henri de Toulouse-Lautrec würdigte er 1931: »Lautrec hat ein Faible für alle Monster der Stadt, für alle Monster künstlicher Orte. Er beschreibt sie in einer scharfen und nüchternen Bildsprache mit den Mitteln lithographischer Technik, die ihm alle Ausdrucksmittel gab, die er brauchte.«

Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.

Saint-Exupéry:
»Der Kleine Prinz«

Literarisch ist »Freundschaft« seit der Antike immer wieder thematisiert worden. Die Literaturgeschichte kennt eine Vielzahl berühmter Freundschaften, die in Briefen, Gedichten und Zitaten, Ruhm und Zeit ihrer Schreiber überdauert haben. Im 16. Jahrhundert verfasste Michel de Montaigne (1533–1592) einen berühmt gewordenen Essay »Über die Freundschaft«. Die freundschaftliche Widmung von Saint-Exupéry für Léon Werth, den die Flügel des Ruhmes

im Gegensatz zu dem berühmteren Autor nur sachte gestreift haben, erschien mir so außergewöhnlich, dass ich nicht nur den kleinen Prinzen noch einmal gelesen habe, sondern auch das Werk Léon Werths für mich entdecken wollte. Vor allem aber um das Wesen dieser scheinbar gegensätzlichen Freundschaft zu erforschen. Ich stellte mir die Frage, inwieweit diese Freundschaft auch in »Der kleine Prinz« einen Niederschlag gefunden hat.

Es ist gut, einen Freund gehabt zu haben, selbst wenn man sterben muss.

Saint-Exupéry:
»Der Kleine Prinz«.

Vom Beginn einer Freundschaft geht oft ein Zauber aus. Ein Hauch, ein Reiz, der über die erste Begegnung hinausgeht und nicht Gefahr läuft, sich oberflächlich schnell in Routine aufzulösen und vielleicht lediglich Gedanken an ein paar emotionale Sternstunden der Erinnerung hinterlässt.

Die Freundschaft ist genauso geheimnisvoll wie die Liebe, vielleicht geheimnisvoller. Denn viele Menschen können die Eigenschaften oder Formen benennen, die bei ihnen Begehren auslösen. In Häusern der Liebe fragt man den Kunden, welche Vorlieben sie haben. Häuser der Freundschaft gibt es nicht.

Léon Werth:
»Als die Zeit stillstand«. Tagebuch 1940–1944.

Während der deutschen Besetzung Frankreichs lebte Léon Werth in Saint-Amour, einem Dorf im französischen Jura, nahe der Demarkationslinie, welche die Deutschen diagonal von Norden nach Süden durch Frankreich gezogen hatten. In seinem Buch »33 Tage«, er nennt es einen Bericht, beschreibt er das Chaos des Exodus, in dem Tausende von Familien vor den deutschen Truppen Richtung Süden flohen und für eine Strecke, die man normalerweise in acht Stunden bewältigt, 33 Tage brauchten.

Wir steckten in einer endlosen Karawane. Wir sind nur noch Glieder einer endlosen Kette, die mit einer Geschwindigkeit von zehn, von fünf Stundenkilometern langsam über die Straße zieht.

Léon Werth:
»33 Tage«.

Léon Werth hat nicht lange gezögert, seine Fluchtbeschreibung zu verfassen. Aus dem unmittelbaren Erleben heraus entstand das Manuskript von »33 Tage«. Saint-Exupéry nahm es Ende 1940 mit nach New York, um es einem Verleger zu übergeben. Im Frühjahr 1943 erschien ebenfalls in New York »Der kleine Prinz«. In den letzten Sätzen der Widmung ist noch einmal die tiefe Wertschätzung, Basis der langlebigen Freundschaft zu Léon Werth, spürbar:

Wenn alle diese Entschuldigungen nicht ausreichen, so will ich dieses Buch dem Kinde widmen, das dieser Erwachsene einst war. Alle großen Leute sind einmal Kinder gewesen (aber wenige erinnern sich daran). Ich verbessere also meine Widmung: Für Léon Werth, als er noch ein Junge war.

Antoine de Saint-Exupéry
»Der Kleine Prinz«. Für Léon Werth.

Freundschaft, so könnte man denken, beruht auf einem Gleichklang der Emotionen. Freunde, so denkt man, sind meist einer Meinung. Doch oft ist das Gegenteil der Fall. Dann, wenn Freundschaften auf Differenzen und Meinungsunterschieden beruhen. Der französische Schriftsteller Tahar Ben Jelloun hat über eine derartige Beziehung einen Roman geschrieben: »Der letzte Freund«. Zwischen Saint-Exupéry und Léon Werth scheint es nur wenige Meinungsunterschiede gegeben zu haben. Obwohl die oft zitierten Früchte des Ruhms unter beiden sehr unterschiedlich verteilt waren.

Er war vielleicht der einzige Schriftsteller unserer Zeit, der die Flügel des Ruhms berührte. Die anderen waren bekannt oder genossen Berühmtheit. Das lässt sich herstellen und messen. Der Ruhm nicht. Denn er ist auch eine innere Qualität.

Léon Werth über Saint-Exupéry

Ich lebe im Saarland. Ein kleines Bundesland im Südwesten der Bundesrepublik. Das regionale Kulturleben ist hier international gefärbt. Frankreich und Luxemburg sind nah. Diese Nachbarschaften haben Spuren in der einheimischen Literatur hinterlassen. Der Saarländer Ludwig Harig (1927–2018) widmete seinen letzten Roman »Kalahari« der Freundschaft zwischen sich und dem Franzosen Roland Cazet, den er auch im Spiegel einer Völkerverständigung sah:

Ich schreibe dieses Buch im Hinblick auf unserer beider Freundschaft, aber auch im Hinblick darauf, wie sein Leben, das seines Vaters und seines Großvaters mit uns Deutschen zu tun hat.

Ludwig Harig: Interview mit G. Bense, Saarbrücker Hefte 93, 2005.

In der modernen Literatur ist »Freundschaft« ein eher seltenes Thema. Ich erinnere mich, dass mich als eines der ersten Male, es mich in Alfred Döblins »Berlin Alexanderplatz« beeindruckt hat. Später dann die langjährige Beziehung zwischen Gertrude Stein und Alice B. Toklas und der Freundeskreis um die legendäre Pariser Buchhändlerin Sylvia Beach.

Die Verbindlichkeiten des Künstlers verhüllen niemals, welche ernste Funktion der Mensch der Literatur zuwies: Erweckung des Bewusstseins, moralische Beeinflussung, soziale Rolle.

Léon Werth über Saint-Exupéry.

»Der kleine Prinz« spielt in der Sahara. Die Landschaft dieser riesigen Wüste, oft als Sandmeer bezeichnet, ist häufig als Ort zum Nachdenken, zum Meditieren und Halluzinieren beschrieben worden. In seiner Widmung spricht Saint-Exupéry vom Trost für seinen Freund Léon Werth. Beide lebten in einer unruhigen, kriegesischen Zeit in der Nachdenken mehr denn notwendig geworden war.

Wenn ich mich, fern von ihm, im Reich seiner Freundschaft ergebe, die keine Grenzen hat, ist es mir erlaubt, mich nicht als Emigrant zu fühlen, sondern als Wanderer. Denn die Wüste ist nicht da, wo man glaubt. Die Sahara ist lebendiger als eine Hauptstadt, und die volkreichste Stadt wird leer, wenn die wesentlichen Pole des Lebens ihre Kraft einbüßen.

Antoine de Saint-Exupéry:
»Bekenntnis einer Freundschaft«.

Freundschaft als wesentlicher Pol des Lebens. Zwischen zwei Schriftstellern. Verbunden durch ein Kinderbuch, das nicht unbedingt eines sein will, doch es vielleicht ist.

Der Fall Grewenig

Von Sadija Kavgić

HRB 7521. Unter dieser Nummer ist die gemeinnützige GmbH *Weltkulturerbe Völklinger Hütte – Europäisches Zentrum für Kunst und Industriekultur* – mit Sitz in Völklingen im Handelsregister des Amtsgerichts Saarbrücken eingetragen. Der einzige Gesellschafter ist das Land Saarland. Seit zwanzig Jahren wird sie von Generaldirektor Meinrad Maria Grewenig geführt.

Die regelmäßige jährliche Kapitalzuführung des Landes beträgt etwas über drei Millionen Euro. Hinzu kommen weitere Millionen, auch aus der EU und aus Bundesmitteln. Eine dauerhafte Förderung wird vom Bund bislang abgelehnt. Sie ist bis 2020 gesichert, und bis dann wird der Bund etwa 50 Millionen Euro zu Erhalt und Erschließung des saarländischen UNESCO-Denkmals investiert haben. Insgesamt müssten

weit mehr als 100 Millionen Euro in das Weltkulturerbe geflossen sein. Einigermaßen gesicherte Zahlen finden sich in den Jahresabschlüssen der Gesellschaft. Der letzte, am 22. März 2019 veröffentlichte Jahresabschluss zum Geschäftsjahr 2017 weist trotz der Zuwendung vom Land von drei Millionen Euro einen Jahresfehlbetrag von 793.700 Euro aus. Die Besucherzahlen blieben laut Bericht hinter den Planzahlen zurück. Im Jahr 2017 konnten sie, wie es darin heißt, auch deshalb nicht erreicht werden, weil eine geplante Ausstellung von Luxuslimousinen der Marken Ferrari, Maserati etc. durch den Projektpartner abgesagt wurde.

Dies und »erhöhter Rückstellungsbedarf« sollen, laut Jahresberichten, das Geschäftsergebnis maßgeblich verschlechtert haben. Rückstellungen wurden für Pensionsverpflichtungen, Haushaltsrisiken und einen

Und so entwickelten sich die Besucherzahlen in den letzten Jahren:

- 2011 »...verdoppelten [sie] sich gegenüber dem Jahr 2010 annähernd von 120.173 auf 212.263 Besucher/innen. In gleicher Weise stieg die Zahl der gebuchten Führungen von 1.600 im Jahr 2010 auf 2.875 im Jahr 2011. Die Besuchereinnahmen aus den Eintrittsgeldern und den Führungen stiegen im Geschäftsjahr um TEUR 970 auf TEUR 1.577.«
- 2012 Gleich im nächsten Jahr jedoch fiel die Besucherzahl auf rund 120.500, weil: »... im Geschäftsjahr 2012 kostengünstigere und dementsprechend publikumsschwächere Ausstellungen angeboten wurden«. Und so musste festgestellt werden: »Ursächlich für den um TEUR 676 gestiegenen Jahresfehlbetrag in Höhe von TEUR 3.633 sind im Wesentlichen die niedrigeren Umsatzerlöse aus Eintrittsgeldern/Führungen und den sonstigen Erlösen.«
- 2013 »Im Berichtsjahr 2013 besuchten rund 125.000 Menschen mit Ticket die Veranstaltungen und Einrichtungen der Gesellschaft.« – Die Einnahmen aus Eintrittsgeldern, Führungen und Veranstaltungen erreichten »nicht die im Jahreswirtschaftsplan angesetzten Einnahmeerwartungen.«
- 2014 Besucherzahl wird nicht genannt. Es heißt lediglich: „Die geplanten Besucherzahlen für das gesamte Jahr 2014 wurden nicht ganz erreicht.“
- 2015 »... die Erlöse aus Eintrittsgeldern und Führungen fallen im Vergleich zum Vorjahr um 125.781,60 Euro niedriger aus.«
- 2016 »Für das Berichtsjahr 2016 gab es 145.839 Ticketbesucher und 250.339 Gesamtbesucher.«
- 2017 »Für das Berichtsjahr 2017 gab es 189.692 Ticketbesucher und 290.443 Gesamtbesucher. Gegenüber der Planung / Wirtschaftsplan blieben die Besucherzahlen und damit die verbundenen Einnahmen leicht zurück.« Und weiter: »Um die Ertragslage zu verbessern, werden für 2018 deutliche Erhöhungen für die Eintritts- und Führungstarife geplant.«
- Eine Tageskarte kostet aktuell 17, ermäßigt 15 Euro.

Quelle: Jahresberichte der Weltkulturerbe Völklinger Hütte GmbH 2011–2017

laufenden Arbeitsgerichtsprozess gebildet. Bis Ende 2017 summierten sie sich auf 1,73 Millionen. Notwendig wurden die Rücklagen unter anderem auch deshalb, um die hohen Bezüge, die das Land Grewenig nach seiner Verrentung garantiert, auszahlen zu können (14.000 Euro Gehalt = ca. 10.000 Euro Rente).

Für die Löhne und Gehälter für 19 Mitarbeiter in Vollzeit, acht in Teilzeit und 41 Aushilfen wurden 1,45 Millionen ausgegeben, etwas weniger als im Jahr (2016) zuvor.

Nachdem im Jahr 2015 der Landesrechnungshof die Landesregierung zu einem »defensiven« Umgang mit diesem Industriedenkmal aufgefordert hatte – angesichts von über 55 Millionen Euro Landesgeld, das zwischen 2000 und 2012 in die Hütte geflossen ist – wäre eigentlich mehr Haushaltsdisziplin zu erwarten gewesen. Dennoch wurde trotz aller Ermahnungen 2017 ein Minus von knapp 800.000 Euro erwirtschaftet, das wie immer vom Land ausgeglichen werden musste. Bis Ende 2017 ist insgesamt ein Verlust von knapp 39 Millionen Euro erwirtschaftet worden.

Indessen reagierte man im Jahr 2018 endlich auf den jahrzehntelangen Druck, der geschundenen Zwangsarbeiter in Völklingen angemessen zu gedenken. Ohne jede Ausschreibung und Debatte beschloss die Leitung der Hütte, dem »Vergangenheitsbewältigungskünstler« Christian Boltanski den Auftrag für die Errichtung eines Denkmals für die über 12.000 Sklavenarbeiter der Hütte in den Jahren 1939–1945 zu erteilen. Direktor Grewenig teilte der Öffentlichkeit mit, dass der Röchling-Clan für die Erinnerung an die Verbrechen seiner Gründungsväter eine Summe im höheren sechsstelligen Bereich bezahlt hätte. Gegenüber den »Saarbrücker Heften« wurde nun auch offiziell bestätigt, dass sowohl die Installation als auch »das Forschungsprojekt »Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte« vollständig über Drittmittel aus nicht-öffentlichen Kassen finanziert« wurde. Und »Über die Kosten wurde Stillschweigen vereinbart«, heißt es aus dem Weltkulturerbe.

Das Denkmal wurde am 31. Oktober 2018 eingeweiht (siehe nachfolgenden Bericht).

Die Landesregierung und der von ihr kontrollierte Aufsichtsrat sind ihrer Aufgabe, die demokratischen Mindeststandards bei der Gestaltung des Mahnmals und der Umgestaltung des Hüttengeländes einzuhalten,

nicht nachgekommen. Die vielfach geäußerten Forderungen nach Einbeziehung der saarländischen Öffentlichkeit, der Gewerkschaften und der Bürgerinitiativen wurden schlicht ignoriert. Das Mahnmal ist nun in einer Halle versteckt und umständlich zu besichtigen.

Am 18. Januar dieses Jahres hat der Aufsichtsrateinstimmig beschlossen, den Arbeitsvertrag von Grewenig Ende Juni auslaufen zu lassen. Und das, obwohl im Aufsichtsrat auch der Ex-Kulturminister und Ex-Chef der Staatskanzlei und Grewenig-Förderer Karl Rauber sitzt. Er war derjenige, der schon 2011 einen erst 2014 auslaufenden Arbeitsvertrag mit Grewenig neu verhandelte und ihm die großzügige finanzielle Versorgung ermöglichte. Den Ehrentitel Professor bekam er damals gleich dazu. Dem in den Ruhestand entlassenen Generaldirektor gefällt die jetzige Situation überhaupt nicht. Gerne wäre er noch bis mindestens 2022 auf seinem hoch dotierten Posten verblieben. Aber selbst die öffentliche Kampagne seiner treuesten Fans in der *Saarbrücker Zeitung* vermochte den Aufsichtsrat nicht umzustimmen.

Wobei für die Nicht-Verlängerung leider nicht die inhaltliche Kritik an den ausgefertigten und sterilen Ausstellungsprojekten, die sich mit Gold, Pharaonen, Inkas oder Königinnen beschäftigten, ausschlaggebend gewesen war. Die Selbstherrlichkeit und Ignoranz gegenüber den Aufsichtsgremien und der größenwahnsinnige Umgang mit öffentlichen Mitteln unter dem Motto »Das Weltkulturerbe bin ich« scheint auch dem Aufsichtsrat endgültig zu viel geworden zu sein. Aber auf eine transparente Berichterstattung und Offenlegung der aufgetretenen gravierenden Fehlentwicklungen wird trotzdem, wie so oft im Saarland, verzichtet. So antwortete die Landesregierung auf eine Anfrage, warum der Vertrag nicht verlängert wurde, lediglich, dass »von Herrn Grewenig kein zustimmungsfähiges Angebot für eine Vertragsverlängerung vorgelegt« wurde. Es bleibt zu hoffen, dass mit der endgültigen Trennung von Grewenig auch das von ihm durchgesetzte Konzept des Weltkulturerbes überdacht wird und dass die öffentlichen Mittel, die sicherlich auch weiter notwendig bleiben, um den Erhalt und Betrieb des Erbes sicherzustellen, öffentlicher Kontrolle und demokratischer Mitbestimmung unterworfen werden.



Heavy Metall

Boltanski in Völklingen – Beobachtungen anlässlich der Einweihung der Kunstinstallation zur Erinnerung an die Zwangsarbeiter der Völklinger Hütte

Von Sadija Kavgić

Verrostete Stahlmassen, geformt zu einer gewaltigen Silhouette, die vor etwa 150 Jahren in die Gegend brandgemalt wurden. Einst furchteinflößend und lebensgefährlich, heute ein Rostfleck in der Landschaft. Es ist der Abend des 31. Oktobers 2018. Gleich wird hier eine Kunstinstallation eingeweiht. Sie soll an die Tausenden von Menschen erinnern, die während der zwei Weltkriege aus ihren Heimatländern verschleppt und hier zur schwersten Sklavenarbeit gezwungen wurden. Das Konzept heißt: Spurensuche. Und tatsächlich kommt es mir vor, als würde ich jemanden flüstern hören: Glasnovic Lonko, Glasnovic Filip, Glasnovic Ignacije, Glasnovic Nikola, Glasnovic Sefrain, die Stimmen werden lauter: Glasnowitsch, Glasnowitsch... glasno, glasno, lauter, lauter... es dröhnt, zischt und hämmert, glasno... lauter... wärmer... 500°C... 1.000°C... 2.000°C und alles weiter, bis das Metall geschmeidiger als Honig fließt. Heute Abend ist es kalt hier. Das Feuer ist seit 32 Jahren erloschen. Geblieben ist das »Heavy Metal(l)«, das in mir, noch bevor ich mich in das Rost-Labyrinth hineinbegebe, Zittern und Schauern auslöst. Geht es hier mit rechten Dingen zu?

Der Saal in der Gebläsehalle ist zur Hälfte mit Besuchern gefüllt. Rechts auf der Bühne steht ein Klavier. An der Wand dahinter in Megaschrift: »Christian Boltanski«. Etwas kleiner: »Weltkulturerbe Völklinger Hütte Europäisches Zentrum für Kunst und Industriekultur«. Links ein Rednerpult. Darauf wieder derselbe Text nur in umgekehrter Reihe. Und darunter in kaum wahrnehmbarer Schrift: »Die Zwangsarbeiter – Erinnerungsort in der Völklinger Hütte«. Von der Bühne ist eine Stimme zu vernehmen: »Ich freue mich, dass Sie da sind, und dass wir gemeinsam diese Installation der Öffentlichkeit übergeben. Wird doch ab heute die Sichtbarkeit der Völklinger Hütte oder das, was man neudeutsch »Visibility« nennt, eine

bedeutende Erweiterung erfahren«, freut sich der Direktor Meinrad Grewenig. Das Publikum applaudiert. Zehn Minuten lang dauern die Begrüßungen und Danksagungen des Direktors: »Danke, Christian Boltanski für das Werk, danke, Inge Plettenberg für die Geschichtsforschung, danke, Ulrich Commerçon, für das Rückenfreihalten, danke, liebe Röchlings als Aufsichtsrats- oder Kuratoriumsvorsitzende, als Stiftungen oder Privatspender, danke, Kewenigs und andere Galeristen, danke, Professor dies und Künstler der, danke, danke, ich freue mich sehr, dass Sie da sind!«

Dumpf, als ob jemand aus der Ferne rufen würde, höre ich wieder: »Glasnowitsch, Glasnowitsch, Glasnowitsch...« Wo sind wir hier eigentlich?

Of da Hitt. Die Völklinger Hütte ist die erste Industrieanlage auf der Welt, die als Weltkulturerbe anerkannt wurde: Damit erging 1994 ein Auftrag der Weltgemeinschaft an das Saarland. Die Hütte für immer konservieren, sie den Menschen zugänglich machen, die Geschichte der Industrialisierung aufzeigen und samt ihren Erfindungen und Entgrenzungen, die zwei Weltkriege anfeuerten, erfahrbar machen. Während das Werk weitgehend erhalten und konserviert wurde, lässt das Drumherum sehr zu wünschen übrig. Seit neunzehn Jahren schon, seit er die Hütte leitet, versucht Grewenig einen Event-Ort aus der Anlage zu machen. Genauso lange mahnen Bürgerinitiativen, Vereine und Einzelpersonen, dass in erster Linie die Geschichte der Hütte und derer ArbeiterInnen und ZwangsarbeiterInnen sowie die Historie der Eigentümerfamilie aufgearbeitet werden soll. Die Saar-Industrie spielte eine sehr wichtige Rolle in den beiden Weltkriegen. Von hier aus wurden Eisen, Stahl, Koks und Kohle für die deutsche Rüstungsproduktion geliefert. Allein in der Völklinger

Hütte, der damaligen Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke, wurden Millionen Tonnen von Stahl zu Munition, Stahlhelmen, Granaten, Geschützrohren, Flugzeugteilen verarbeitet und an unzählige Kriegsschauplätze geliefert. Der Reichtum der Familie Röchling speist sich aus Kriegsprofiten. Berechtigterweise wurde Hermann Röchling jeweils nach dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg als Kriegsverbrecher verurteilt. Trotzdem saß er nie richtig im Gefängnis, verbrachte lediglich zwei Jahre in sogenannter Ehrenhaft in einem Freiburger Diakonissenheim. Da Frankreich das Werk erhalten wollte, wurde die Hütte gegen Ende des Krieges nur unwesentlich beschädigt. Jedoch gelang es den Röchlings, nach wenigen Jahren unter französischer Verwaltung, die Hütte wieder zu ihrem Eigentum zu machen. Alleine im Jahr 1965 arbeiteten mehr als 17.000 Menschen in der Völklinger Hütte. Der Reichtum mehrte sich. Ihr Geld investierten die Röchlings abermals in die Waffenproduktion, wurden Großaktionäre des Düsseldorfer Automobilzulieferers und Rüstungskonzerns Rheinmetall AG und als Ende der 1970er die Stahlkrise nahte, verkauften sie die Hütte. Der Niedergang Völklingens, der zeitweise reichsten Stadt im Saarland, hält bis heute an.

Vierundzwanzig Jahre schon ringt das Saarland mit dem UNESCO-Auftrag. Vierundzwanzig Jahre, in denen gefordert wird: Die Hütte in die Historie einbetten, das Arbeitsleben der HüttenarbeiterInnen in den ersten Plan hervorheben, die Geschichte der Gewerkschaften und deren Zerschlagung aufarbeiten, die Geschichte der ZwangsarbeiterInnen erforschen und darstellen, das »Arbeitserziehungslager« Ezenhofen durchleuchten, ZeitzeugenInnen aufsuchen, dokumentieren, Mahnmale errichten, die Verherrlichung der Familie Röchling stoppen. Und mit zwielichtigen (z.B. »Schädel-Ausstellung«) und schlechten Ausstellungen, wie der derzeitigen, der Briefmarkenkollektion eines Freundes (»Queen Elisabeth«), aufhören.

Der bestbezahlte Angestellte der saarländischen Landesregierung nach dem Ministerpräsidenten, der Hüttendirektor Meinrad Grewenig, steht noch am Rednerpult: »Christian Boltanski ist der beste vorstellbare Künstler für das Projekt und unsere Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter haben ihn auch verdient...« Applaus.

»Es war ein besonderer Wunsch von Christian Boltanski alle heute verfügbaren Namen aller Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aufzulisten. Und wir danken ihm, dass er uns dazu angestoßen hat.« Applaus.

Zur Einweihung der Installation »Die Zwangsarbeiter – Erinnerungsort in der Völklinger Hütte« kamen neben dem Künstler Boltanski und Vertretern aus Politik und Gesellschaft auch Familienangehörige Röchlings (© Sadija Kavgić).



»... und ich danke unseren Teams, die in mehrmonatiger Arbeit, ganz aufwendig, diese Namen transkribiert haben und für die Druck- und Printvorlagen vorbereitet haben.« Applaus.

An Teams mangelt es nicht in der Völklinger Hütte. Alleine im Sekretariat sitzen neben dem Direktor und seinen zwei Personalreferenten, noch der kaufmännische Geschäftsführer und seine Referentin und obendrein die Generalsekretärin. Dann die Öffentlichkeitsarbeit: drei Angestellte, Besucherservice: drei Angestellte, Projekte: vier Angestellte, Denkmalbau: vier Angestellte, Verwaltung: zwei Angestellte, Technik: sieben Angestellte.

»... Ich danke allen denen, die schon seit langer Zeit dieses vielen unliebsame Thema beharrlich vertreten haben... Ich sehe es als Verdienst auch dieser Arbeitsgruppen und auch einzelner Personen, die sich das Thema seit Langem auf die Fahne geschrieben haben und es immer wieder öffentlich thematisierten, dass wir da stehen, wo wir heute stehen.«

Moment mal! Habe ich mich verhört? Meint er die Initiative zur Umbenennung der Röchling-Höhe, die Herren Engel-Pollack, Christoph Gottschalk, Bernd Rausch, Erich Später, das Aktionsbündnis Stolperstein/Frieden, die Antifa-Saar, die Linksjugend, die Bürgerinitiative gegen das Vergessen und die Gleichgültigkeit?

»Lassen sie uns in den Wegen des Gedenkens doch darin einig sein: Wir wollen nicht vergessen und verdrängen; sonst könnten wir heute noch von einer dritten Schuld sprechen. Wie kann man das methodisch und didaktisch, auch zur Vermittlung an Jugendliche weitertreiben? Endlich, wie werden die Angehörigen der Betroffenen diese Kunstinstitution bewerten?«

Gute Idee! Dann fragen wir sie doch mal einfach. Wie, nicht da? Keiner da? Keiner hat sie eingeladen? So viele Teams und niemand ist auf die Idee gekommen stellvertretend einige Nachfahren der ZwangsarbeiterInnen, um die es heute Abend geht, einzuladen? Wenigstens einen der Glasnowitschs aus Janjevo? Alleine aus diesem Ort im Kosovo sollen nämlich laut der offiziellen Namensliste ganze 48 Personen in Völklingen unter Zwang gearbeitet haben! Oder einige verdiente, mahnende Bürger, ohne die

es diesen Abend gar nicht geben würde? Ah, achso, es spricht nicht mehr der Direktor. Dann bestimmt der nächste Redner, der Aufsichtsratsvorsitzender der Weltkulturerbe-Gesellschaft und Kultusminister des Saarlandes Ulrich Commerçon? Er auch nicht? Hat schon geredet: Über die KritikerInnen, die zwar manchmal schwer auszuhalten sind, aber nun mal zur Demokratie gehören; und darüber, dass heute immer offenkundiger die Verbrechen der NS-Zeit relativiert werden und wir den Auftrag und die Verantwortung hätten, dies zu verhindern. Ah, so. Derjenige, der heute Abend an die Betroffenen selbst dachte, war der Kirchenrat Frank-Matthias Hofmann. Der Mann, der just als Sprecher der vor wenigen Monaten gegründeten Landesarbeitsgemeinschaft *Erinnerungsarbeit* im Saarland gewählt wurde.

Es erheben sich alle Anwesenden, als Grewenig sie auffordert, ihm mit stehendem Applaus zu huldigen. Jetzt redet er selbst, der Star des Abends, Christian Boltanski: »Als wir in Völklingen angekommen sind, habe ich tausende Stimmen gehört, die um mich herum waren. Das waren die Stimmen der Leute, die hier gearbeitet haben. Und ich wollte diesen Stimmen eine Arbeit widmen, damit sie nicht vergessen werden. Es ist wichtig, diese Namen immer wieder aufzusagen und damit jedem einzelnen Menschen eine Ehre zu erweisen«, so der Künstler Boltanski.

Das beruhigt mich. Noch eine Seele, die die Stimmen hört. Heavy Metal(I) wirkt auch von alleine.

Dann endlich dürfen wir durch die Kunstinstitution durch. Ja, es schaudert einen, wenn man zwischen den verrosteten ziegelartigen Kästen durchgeht. Von oben spärliches Licht, auf dem Boden ein Berg aus abgelegter schwarzer Bekleidung, aus der Tiefe Stimmen, die fremd klingende, schwer verständliche Namen flüstern. Ja, es ist ein sinnlicher Ort. Es ist ein Ort, der zum Anhalten und Nachdenken anregt, der Mitgefühl wecken kann. Die kleinen Schilder an den Kästen allerdings tragen keine Namen, wie in einer ähnlichen Kunstinstitution im Bundestag (online: www.bundestag.de/boltanski), nur ungeordnete Nummern. Um die bisher bekannten 12.393 Namen der ZwangsarbeiterInnen zu erfahren, muss der Besucher eine Etage tiefer gehen, wo in einem kleinen



Ein Detail des Erinnerungsortes: Der aufgetürmte Kleiderberg soll die Abwesenheit der Zwangsarbeiter symbolisieren.
(© Sadija Kavgić)

Raum das Thema Zwangsarbeit abgehandelt wird. Dort kann man sich in das System einloggen und suchen. Als ich aber dort ankomme, ist das System schon ausgeschaltet. Der kaufmännische Geschäftsführer führt zwei Damen durch die Hütte und erklärt ihnen gerade, warum es in Völklingen einen Russenweg gibt. Bestimmt Röchlings, denke ich und versuche schnell den Weg zurück zur Kunstinstallation zu finden. Doch so schnell und so einfach finde ich die Installation nicht wieder. Es gelingt mir erst mit Hilfe des Besucherservices. Wenn der Künstler betont, dass seine Installation und die Namen der ZwangsarbeiterInnen als ein Werk zu verstehen sind, warum sind sie dann räumlich so weit voneinander getrennt? Selbst im Ausstellungskatalog mit den Fotos der Installation haben die Namen der ZwangsarbeiterInnen keinen Platz gefunden, sondern wurden separat gedruckt. Wenn sie wenigstens am Eingang der Installation zur Ansicht ausgehängt wären. Später, am PC, ärgere ich mich noch darüber, dass die Namensliste nicht wie beim Bundestag als Word-Datei abzurufen ist.

Neben diesen zwei Drucksachen gehört zum Projekt noch eine 535 Seiten lange Forschungsarbeit der Historikerin Inge Plettenberg. Kein anderer als Direktor Grewenig selbst zeichnet als Herausgeber. Zudem wurden die Vorträge der im Jahr 2017 abgehaltenen Ringvorlesung »Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte – deutsche und europäische Bezüge« publiziert. Unklar ist, warum diese nicht schon längst auch online frei zur Verfügung stehen.

Im Museums-Shop versuche ich die Publikationen zu Gesicht zu bekommen. Das ist nicht einfach, denn der Laden sieht auf den ersten Blick wie eine Verkaufsstelle für die Figuren des Künstlers Ottmar Hörl aus. Wohl deswegen, weil sein Projekt »Second Life – 100 Arbeiter«, in dem er die Hüttenarbeiter in Form einer Figur wiederbelebt, von einer Retrospektive seines Werks begleitet wird (Ob der hitlergrußzeigende Zwerg auch dabei ist, lässt sich auf die Schnelle nicht erkennen). Dann erblicke ich die Gläser, ca. 100 bis 200 Gramm mit dem »Paradies-Honig«. Dazu veröffentlichte das Weltkulturerbe auf seiner Website am 25.06.2018

folgenden Presstext mit dem Titel »Bienen-Paradies im Weltkulturerbe Völklinger Hütte«:

»Das Paradies« ist der »wilde« Landschaftsgarten im Weltkulturerbe Völklinger Hütte auf dem Gelände der ehemaligen Kokerei. [...] Die Kokerei war einst einer der schwersten Arbeitsplätze der Völklinger Hütte, auf dem Hitze, Staub und Feuer regierten.

(eingesehen am 16. Mai 2019)

Aus der »Hölle« ist nach den Plänen von Catherina Gräfin Bernadotte ein Landschaftsgarten von 33.000 Quadratmetern geworden. Im »Paradies« des Weltkulturerbes Völklinger Hütte wurden nun elf Bienenvölker mit je 50.000 Bienen angesiedelt. Schon bald soll es den ersten »Völklinger Paradies Honig« geben. Wie gedankenlos muss eine(r) handeln, um diesen Ort, wo einst Stahl, Schweiß und Blut geflossen sind, ein Paradies zu nennen? Höre ich da jemanden flüstern? Mich schaudert es wieder und ich beeile mich wegzukommen.

Die Onlinesuche bietet einen besseren Überblick. Und siehe da: Hier kann ein Buch über Hermann Röchling, 1088 Seiten lang, zum Preis von 90 Euro bestellt werden. Nach welchen Kriterien bietet das Weltkulturerbe Völklinger Hütte ausgerechnet dieses eine Buch über den Industriellen und Kriegsverbrecher Hermann Röchling an? Zumal es heißt: »Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung dem Wunsch der Firma Röchling...« Es wird nunmehr kein Geheimnis daraus gemacht, dass die Großfamilie der Röchlings großes Interesse an der Völklinger Hütte hat. Ein so großes, dass sich spätestens nach dieser Veranstaltung die Frage aufdrängt: Wem gehört die Hütte eigentlich? Wessen Anweisungen befolgt der Generaldirektor?

Dass die Familie Röchling sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinandersetzen will, ist ihr Recht. Dafür viel Geld auszugeben auch. Und wenn sie einem Künstler wie Boltanski eine sechsstellige Summe bezahlen, um ihr Gewissen zu beruhigen, dann ist das auch in Ordnung. Hätten sie die Summe vor achtzehn Jahren in die bundesdeutsche Stiftung »Erinnerung, Verantwortung, Zukunft« einbezahlt, hätten die noch lebenden ZwangsarbeiterInnen auch ganz

konkret noch etwas davon gehabt. Hätten sie die Versöhnung mit den ZwangsarbeiterInnen gesucht und uns darüber Zeugnis abgelegt, dann hätten auch die künftigen Generationen daraus etwas lernen können. Vor achtzehn und mehr Jahren wäre dies sehr wohl möglich gewesen. Jetzt dürften fast alle ZwangsarbeiterInnen tot sein. Da auch keiner ihrer Nachkommen an diesem denkwürdigen Abend anwesend ist, kann von einer Erlösung keine Rede sein. Vielmehr drängt sich der Eindruck auf, einem »Highlight« des Großprojektanten Grewenig beigezogen zu haben. Des gleichen Angestellten der Landesregierung, der sich noch 2012 aufheftigste gegen die Verlegung einer Stolperschwelle zur Erinnerung an die ZwangsarbeiterInnen der Völklinger Hütte gewehrt hat. Und der selbst vor einer öffentlichen Lüge nicht zurückschreckte, um die Umbenennung des Stadtteils Hermann-Röchling-Höhe in Bouser Höhe zu verhindern.

»Wir wollen dieses Thema in die vorderste Linie unserer Arbeit stellen und ganz fest verankern. Wir werden auch, zusammen mit der Landes AG Erinnerungskultur, Erinnerungsprojekte entwickeln...«, droht er noch vom Rednerpult. Und wir dachten, sein Vertrag läuft 2019 aus! Nun, wenn die Landesregierung solche Arbeit unterstützt und dem nichts entgegensetzen hat, dann ist es nur folgerichtig, dass sowohl die Kriegsverbrechen als auch die Kriegsverbrecher vielen heute in einem schöneren Licht erscheinen, als die Regierung selbst dies vertreten kann. Den Kampf gegen diese neue Geschichtsdeutung überlässt sie lieber einzelnen Personen und Bürgerinitiativen. Verrostete Stahlmassen, geformt zu einer gewaltigen Silhouette, die vor etwa 150 Jahren in die Gegend brandgemalt wurden. Einst furchteinflößend und lebensgefährlich, heute ein Rostfleck in der Landschaft. Es ist der Abend des 31. Oktobers 2018.



Stiftung Demokratie Saarland

Vortragsreihe „Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit“

Kooperation von *Stiftung Demokratie Saarland* und *RENN.west*
Die Vorträge firmieren unter dem Veranstaltungsformat N-Laboratorium.

- 19.09.2019 Prof. Dr. Harald Welzer: *Alles könnte anders sein. Eine Gesellschaftsutopie für freie Menschen*
- 07.10.2019 Prof. Dr. Klaus Helling, RENN.west: *Mut zum Wandel – bei mir, bei euch, weltweit – RENNlos & Ulrich Grober: Zauberwort Nachhaltigkeit – Erkundungen über ein komplexes Leitbild*
- 23.10.2019 Albrecht von Lucke: *Die große Illusion der Einen Welt. Vom Ende der Geschichte zum Ende der Nachhaltigkeit?*
- 28.10.2019 Prof. Dr. Reinhard Loske: *Politik der Zukunftsfähigkeit. Konturen einer Nachhaltigkeitswende*
- 18.11.2019 Prof. Dr. Emanuele Coccia: *Die Wurzeln der Welt – Eine Philosophie der Pflanzen*
- 25.11.2019 Felix Sühlmann-Faul: *Der blinde Fleck der Digitalisierung. Wie sich Nachhaltigkeit und digitale Transformation in Einklang bringen lassen*
- 09.12.2019 Prof. Dr. Dirk Löhr: *Grundsteuerreform – die schwere Geburt*
- 16.12.2019 Prof. Dr. Sascha Liebermann: *Welche Nachhaltigkeit? Über ungewöhnliche Verbindungen und Potentiale eines Bedingungslosen Grundeinkommens*
- 06.01.2020 Prof. Dr. Karl-Heinz Göttert: *Als die Natur noch sprach. Mensch, Tier und Pflanze vor der Moderne*
- 13.01.2020 Prof. Dr. Dr. Felix Ekardt: *Wir können uns ändern. Gesellschaftlicher Wandel jenseits von Kapitalismuskritik und Revolution*
- 16.01.2020 Sina Trinkwalder: *Zukunft ist ein guter Ort. Utopie für eine ungewisse Zeit*
- 20.01.2020 Dr. Manuel Rivera: *Narrative Nachhaltiger Entwicklung. Zwischen Furcht und Hoffnung, Bewegung und Innehalten*
- 27.01.2020 Ulrike Herrmann: *Nachhaltigkeit im Kapitalismus?*

Europaallee 18, 66113 Saarbrücken
Telefon (0681) 90626-0 | info@sdsaar.de | www.sdsaar.de



Bernd Rausch gegen Verharmlosung

Von Sadija Kavgić

Die längst überfällige Aufarbeitung der Geschichte der Völklinger Hütte war im Saarland, wie viele andere NS-Zeit-Themen auch, bislang nicht die Sache der offiziellen Geschichtsforschung. Vielmehr sind es vor allem Einzelpersonen und Bürgerinitiativen, die sich gegen die anhaltende Verharmlosung der NS-Herrschaft und ihrer Statthalter, in diesem Fall der Familie Röchling in Völklingen, stellen (müssen). Einer von ihnen ist Bernd Rausch. Mit Ausdauer und Zielstrebigkeit kämpft er gegen das bisherige Bestreben der ehemaligen Hüttenbesitzer und ihres Gefolgsmanns Grewenig, die Rolle der Röchlings in beiden Weltkriegen schönzureden. Wenn Rausch mit seiner weißen Mähne durch die Hütte geht, sieht Direktor Grewenig schwarz.

Die Konfrontation spitzte sich Ende des Jahres 2014 zu. Grewenig war schon seit fünfzehn Jahren der Generaldirektor des Weltkulturerbes Völklinger Hütte. Nachdem die Stimme der saarländischen Öffentlichkeit, die nach einer Geschichtsaufarbeitung und einem angemessenen Andenken an die Zwangsarbeiter verlangte, unüberhörbar geworden war, zeigte Grewenig mit der Ausstellung »Die Röchlings und die Völklinger Hütte«, wie er die Vergangenheit und die Zukunft der Hütte sieht. Und dass er voller Bewunderung für den Röchling-Klan ist.

Dies brachte Rausch dazu, sich fast ein Jahr lang regelmäßig, zeitweise fast täglich, auf den Weg in die Hütte zu machen und die besagte Ausstellung zu besuchen. Seine Eindrücke schilderte er in einem Online-tagebuch, abrufbar unter: www.ausstellungen-rausch.de.

Daraus entstand auch eine Anzahl von großformatigen, verstörenden Gemälden, die alle eine Botschaft haben: Verachtung für den zweifach verurteilten Kriegsverbrecher und Menschenfeind Hermann Röchling.

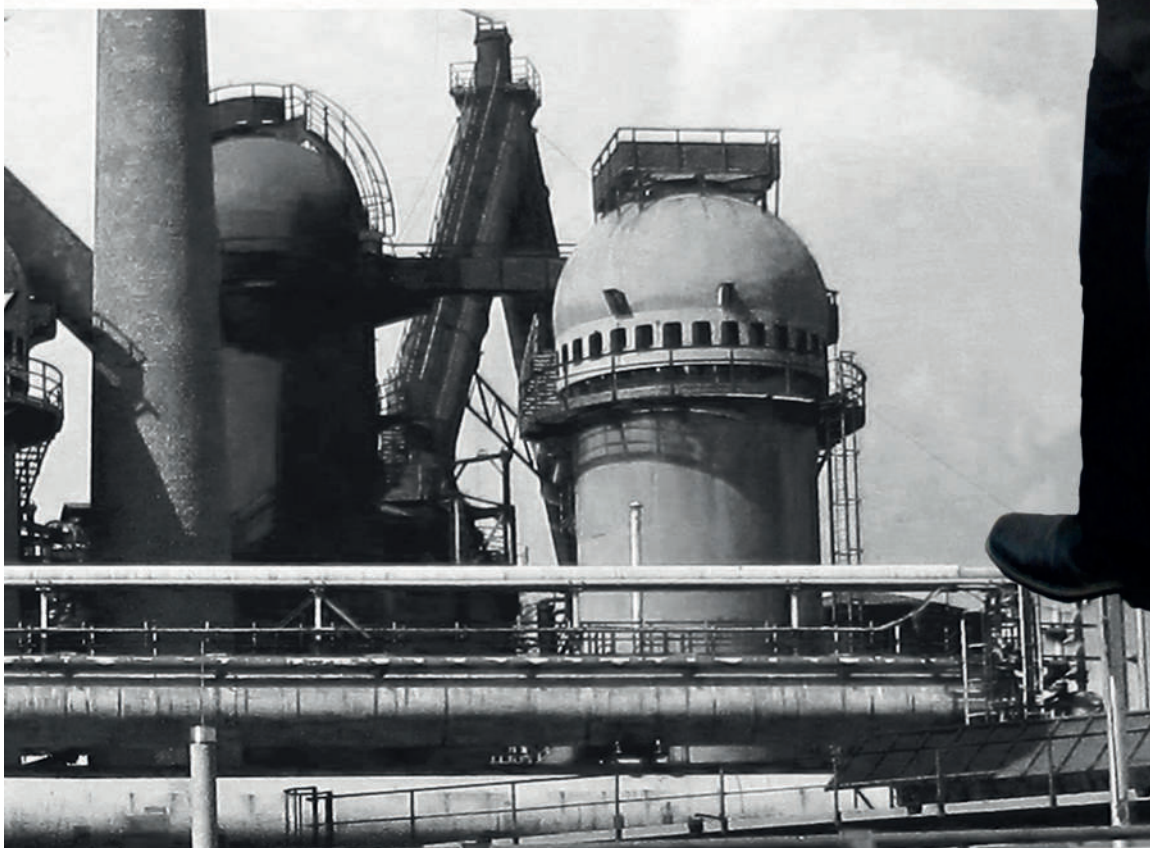
Auch nach der Ausstellung des Zyklus »Menschheitsverbrechen« ließ Rausch nicht locker: 2017 veröffentlichte er im Eigenverlag den Band »100 Jahre Röchling – Ausbeutung, Raub, Kriegsverbrechen« (ISBN 978-3-00-053761-5). Im Untertitel: »Nazi-Kriegsverbrecher werden erst durch Meinrad Maria Grewenig schön«. Darin rekapituliert er alles bislang Bekannte zur Rolle der Röchlings in den beiden Weltkriegen und zum Bemühen Hermann Röchlings, das Naziregime noch effektiver zu gestalten. Das Büchlein wurde viel beachtet und vollständig in der Vierteljahrszeitschrift *BIG Business Crime* veröffentlicht. Zudem gab es ein Interview mit dem Autor in der Wochenzeitung *Der Freitag*.

Derweil wuchs von vielen Seiten der Druck auf den Aufsichtsrat der Hütte, sprich die Landesregierung des Saarlandes. Die anfängliche Absicht Grewenigs, die Ausstellung über die Röchlings dauerhaft in der Hütte zu installieren, verflüchtigte sich. Es mussten andere Beiträge her: eine Ringvorlesung über die Industriekultur, eine Forschungsarbeit über die Zwangsarbeit in der Hütte, ein Gedenkort für die Zwangsarbeiter.

Auch Bernd Rausch legte nach: Im Oktober 2018 präsentierte er sein neues Buch: »Weltkulturerbe Völklinger Hütte – Das Erbe der Röchlings« (ISBN 978-3-9819623-0-7). Darin legt er die Rolle des Generaldirektors des Weltkulturerbes Völklinger Hütte als Mitglied des „Ritterordens vom Heiligen Grab“ und die Verstrickung der saarländischen Politik und Medien in die Geschichtsklitterungsversuche im Saarland offen. Er beklagt den Umstand, dass im Saarland nicht die Kriegsverbrecher und diejenigen, die sie verherrlichen, das Problem sind, sondern deren Kritiker.

Nicht der Nazi Hermann Röchling ist das Problem, sondern seine Kritiker

© Bernd Rausch



Zu weit gegangen fürs Vaterland

Der Dokumentarfilm »Der Stahlbaron« über den Industriellen und NS-Kriegsverbrecher Hermann Röchling lässt die Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter größtenteils im Dunkeln.

Von Julian Bernstein

Es ist ein Bild, das sich ins kollektive Gedächtnis Völklingens eingebrannt hat: Hermann Röchling, wie er hoch zu Ross über seine Bouser Höhe reitet und dabei väterlich den Arbeiterkindern zulächelt. Es ist eine der ersten Szenen, die der Zuschauer in »Der Stahlbaron – Hermann Röchling und die Völklinger Hütte« zu Gesicht bekommt. Sie soll die eine Seite Röchlings symbolisieren, den fürsorglichen Patriarchen, für den das Wohlbefinden seiner Arbeiter an erster Stelle steht – eine Seite, der Regisseurin Nina Koshofer in ihrem vom SWR produzierten Werk reichlich Platz einräumt. Man erfährt etwa, dass die Arbeiter ihrem Hüttenchef nicht weniger als Wohnhäuser, eine Säuglingsstation, ein Krankenhaus, eine Milchküche, Kindergärten und eine Schwimmanstalt zu verdanken haben. Dieser menschenbildenden, immer wieder durch rührselige Reenactment-Szenen unterstrichenen Seite Röchlings stellt die Dokumentation die Seite des, wie es im Off-Kommentar zu Beginn heißt, »kühlen Strategen« gegenüber – eine erste Einordnung, die bereits aufhorchen lässt. Besteht Hermann Röchlings »dunkle« Seite nicht vielmehr darin, ein Antisemit, Kriegsverbrecher und Nazi gewesen zu sein?

Die Dokumentation benennt durchaus, dass Röchling als Leiter der *Reichsvereinigung Eisen* die komplette Stahlrüstung des Deutschen Reiches verantwortet hat und für den Einsatz und die Verschleppung tausender Zwangsarbeiter mitverantwortlich war. Zahlreiche Reenactment-Szenen zeigen Röchling als gebrochenen Mann vor dem Kriegsverbrechertribunal in Rastatt. Doch scheint es, als wollte man den Zuschauern eben nicht die ganze Seite des »kühlen Strategen« präsentieren. Denn das Ausmaß an Menschenverachtung, das sich in der Behandlung tausender Zwangsarbeiter in Völklingen zeigte, für die Röchling mittelbar verantwortlich war, wird in der Dokumentation lediglich in Ansätzen deutlich. Das werks-

eigene Straflager in Etzenhofen wird zwar erwähnt, man erfährt von der Historikerin Inge Plettenberg, dass die Zustände in den »Ostarbeiterlagern« »landesweit berüchtigt« gewesen seien, doch worin die berüchtigten Zustände genau bestanden, die hunderten von Röchlings Arbeitssklaven das Leben kosteten, erfährt man wenig. Wie auch schon in Plettenbergs Dokumentation »Röchlings letzte Zeugin« kommt die ehemalige Zwangsarbeiterin Matrjona Schewtschenko zu Wort. Sie berichtet davon, dass man ihr im Winter nicht einmal Handschuhe gegeben habe, so dass ihre Finger an den eiskalten Werkstücken kleben blieben. Eingeleitet wird diese Passage mit einer Reenactment-Szene, in der offensichtlich ein Angehöriger des werkseigenen Sicherheitsdienstes dargestellt werden soll, wie er Zwangsarbeiter unsanft vor sich hertreibt. Wesentlich mehr über die grausamen Arbeitsbedingungen erfährt der Zuschauer nicht. Man nennt nicht einmal die Opferzahlen, wie Tobias Kessler in der *Saarbrücker Zeitung* bereits angemerkt hat. Man erfährt in den 90 Minuten, genau genommen, nicht einmal, dass in Völklingen überhaupt Zwangsarbeiter zu Tode kamen, man muss es sich zusammenreimen. Die KZ-ähnlichen Zustände im »Arbeitserziehungslager« Etzenhofen bleiben gänzlich im Dunkeln.

Man geht heute davon aus, dass 261 Menschen den Tod fanden, davon 60 Kinder. In Etzenhofen wurden Arbeiter – nachdem sie in Völklingen bereits zwölf Stunden lang besonders schwere und gefährliche Arbeit verrichten mussten – bestialisch gequält. Dazu gehörten nächtliches Strafexerzieren, das Abspritzen mit eiskaltem Wasser, Schläge mit der Reitpeitsche, Angriffe abgerichteter Schäferhunde, das sinnlose Hin- und Herschleppen von Betonbrocken. Zudem sollen weibliche Gefangen vergewaltigt worden sein. Von diesen Grausamkeiten erfährt man in der Dokumentation nichts.



Bares auf der Hand: Klaus Schindler spielt den Stahl-Industriellen Hermann Röchling (© SWR/Steven R. Altig).

Etzenhofen ist nicht der einzige blinde Fleck. Vage bleibt auch das Ausmaß von Röchlings Antisemitismus. Einzelne antisemitische Äußerungen des Wehrwirtschaftsführers kommen zwar zur Sprache, die Qualität seines Judenhasses bleibt dem Zuschauer hingegen verborgen. An einer Stelle wird etwa aus Röchlings im Jahr 1936 verfassten und an Hitler gerichteten Denkschrift »Gedanken über die Vorbereitung zum Kriege und seine Durchführung« zitiert, in der er England als »bis in die höchsten Kreise verjudet« bezeichnet – ein freilich unappetitliches Zitat, das Röchling als Anhänger antisemitischer Verschwörungstheorien entlarvt. Wenige Minuten zuvor präsentiert man dem Zuschauer jedoch eine relativierende Erklärung eines Projektleiters des Welterbes Völklinger Hütte, Hendrik Kersten, wonach »man immer vorsichtig sein [muss], wie viel davon jetzt wirklich seine ureigene Meinung ist und wie viel er dann ja zum besten gibt, um dann ja nationalistischen Kreisen entsprechend vorzustehen.« Ganz so schlimm, so die Botschaft Kerstens an die Zuschauer, war Röchling also nicht, sein Antisemitismus – als würde es das besser machen – lediglich taktischer Natur. Nicht erwähnt werden zudem aussagekräftigere Zitate Röchlings, die seinen fanatischen Hass auf »das Judentum der Welt« als »einflussreichste[m] Vorkämpfer des Bolschewis-

mus« gänzlich offenbar werden lassen. In der Befürchtung, der Völkerbund könnte auch nach einem »Anschluss« des Saargebiets an Deutschland dort Sonderrechte für verfolgte Juden durchsetzen, bat er Hitler etwa schon 1933, er möge geeignete Maßnahmen ergreifen, um zu verhindern, dass das Saargebiet zu einem »jüdischen Naturschutzpark« verkomme. In seiner 1936 verfassten Denkschrift konstatiert Röchling zustimmend, dass die Politik des Deutschen Reiches an das »Leben schlechthin der jüdischen Rasse« rühre. Röchlings Antisemitismus ist demnach ein eliminatorischer. Die Fernsehzuschauer können das lediglich erraten.

In seiner Verweigerung, auf kritische Aspekte in angemessener Form einzugehen, ist »Der Stahlbaron« die filmische Fortsetzung der im Jahr 2014 eröffneten Familienausstellung über die Röchlings, bei der das Lager Etzenhofen und Röchlings Antisemitismus ebenfalls größtenteils ausgeblendet wurden. Das Bild, das sich den Zuschauern von Hermann Röchling am Ende der Dokumentation aufdrängt, ist nicht das des fanatischen Imperialisten, Antisemiten und Kriegsverbrechers. Es ist das einer tragischen Figur, eines erfolgreichen Unternehmers mit einzelnen Schattenseiten, der, wie er es in Rastatt selbst formulierte, in seiner brennenden Vaterlandsliebe hier und da womöglich einen Schritt zu weit gegangen ist.

Zwei laute Stumms

Von Klaus Gietinger

Den Namen Röchling kennt fast jeder im Saarland, bei den Namen Stumm oder Halberg sind es schon weniger. Man hat vielleicht schon von der Stummschen Reithalle gehört und dem Schloss auf dem Halberg, dem Hügel in Saarbrücken, auf dem längst der SR weilt, bzw. das Gebäude, in dem der Intendant thront.

Doch wenn ein Name bekannt sein sollte, dann der von Carl Ferdinand von Stumm-Halberg (1836–1901), einem Stahlmagnaten, der über ein industrielles Imperium herrschte, bestehend »aus den Hüttenwerken von Neunkirchen, Brebach, Dillingen und Ücking (Mosel)« plus »ausgedehnten Erzfeldern an der Lahn, in Luxemburg und Lothringen«.¹ Er war einer der reichsten Männer des Deutschen Reiches und nach seiner Pfeife tanzten nicht nur die Behörden und Gerichte im Saarland. Sein Wort hatte auch Gewicht in der Hauptstadt, am Hof des Kaisers und bei den Cliquen, die diesen umgarnten.

Basis seiner Macht war sein Ausbeutungssystem, das »persönliche Arbeitsverhältnis«, ein »Vertrag« zwischen dem Unternehmen und dem Auszubeutenden, der »durch keine gewerkschaftliche Organisation« getrübt wurde. Eine »vollständige Unterwerfungserklärung«.² Mit Stumm begann im Saarland das, was man heute Hoch- oder Manchesterkapitalismus nennt.

Doch es gibt noch zwei Stumms (eigentlich drei), die praktisch keiner kennt, und doch haben sie versucht – noch mehr als der alte Stumm – in die Weltgeschichte einzugreifen. Der eine 1914 und der andere 1918.

Da ist zunächst Wilhelm August Freiherr von Stumm (1869–1935), Neffe des von Stumm-Halberg, wir nennen ihn Stumm 2. Sowie dessen Cousin, Ferdinand Carl Freiherr von Stumm (1880–1954), Stumm 3. Nicht ganz auslassen können wir dabei Stumm 4: Ferdinand Freiherr von Stumm



Wilhelm (»Willy«) August Freiherr von Stumm (1869–1935, Stumm 2 | © Archiv Gietinger).

(1843–1925), Gesandter in Kopenhagen (1883), Botschafter in Madrid (1885), schließlich Vorsitzender des Aufsichtsrates der Gebrüder Stumm GmbH (1901–1921).

Die drei Stumms (2,3,4) waren Mitglieder der Deutschen Gesellschaft 1914. Eines Zusammenschlusses einer illustren Schar von vaterländischen Intellektuellen, Kapitalisten, rechten Sozialdemokraten, summa summarum der Befürworter des sogenannten Burgfriedens, bzw. derjenigen, die das Augusterlebnis 1914 (»Ich kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche«, Wilhelm II.) zusammenschweißte.

Dazu muss etwas ausgeholt werden. Wie stellte sich die Mächtekonstellation an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert dar?

Während die Noch-Weltmacht England darauf achtete, ihr schon früh erobertes Empire zusammenhalten, gleichzeitig aber seit Jahrhunderten eine Balance-of-Power-Politik betrieb, die ganz einfach so aussah, dass sich Großbritannien immer mit der zweitstärksten Macht auf dem Kontinent zu verbünden hatte. Und während sich Frankreich hauptsächlich in Afrika bediente, während Russland in Ostasien sich zu vergrößern versuchte, nach Westen aber vor allem auf die Kontrolle der Meerengen (Dardanellen und Bosphorus) schielte,³ wollte sich Deutschland nach allen Seiten ausbreiten und zwar kontinental und überseeisch.

Denn das Deutsche Reich war zu spät und zu kurz gekommen. Da gab es etwas nachzuholen. Kanzler Bernhard von Bülow hatte kurz vor Beginn des 20. Jahrhunderts (Da war er noch Außenminister) schon mal das Handtuch auf den »Platz an der Sonne«⁴ gelegt. Und wollte man den konkurrierenden imperialistischen Mächten ihre Tücher wegnehmen, brauchte man eine Super-Flotte.

Zusammen mit Admiral von Tirpitz, dem mächtigen Staatssekretär im Reichsmarinamt, betrieb von Bülow daher ab 1897 eine Flottenrüstungspolitik, die England auf seinem ureigensten Gebiet, dem Wasser, durch den Bau von Schlachtschiffen und Überschlachtschiffen (Dreadnoughts) den Schneid und die Weltherrschaft abkaufen sollte. Eine solche Flottenpolitik zielte nicht auf den »Erwerb« von Kolonien durch Kreuzergeschwader mit weltweiten Stützpunkten, was man mit den anderen Mächten noch hätte aushandeln können, sondern auf die Brechung der englischen Weltherrschaft vor deren eigener Haustür, in der Nordsee.⁵ Allerdings eilte das Vereinigte Königreich – wie der Igel dem Hasen – den deutschen Schiffsbauern um zahlreiche Dreadnoughts, die auch noch schneller und feuerstärker waren, voraus. Der Tirpitz-Plan war schon 1911 gescheitert.

Doch Kaiser Wilhelm II., sein Kanzler und sein Admiral waren nicht allein mit ihrer Flottenpolitik. Selbst liberale Geister wie Max Weber forderten schon 1895 eine deutsche »Weltmachtpolitik«.⁶

Ideen und Absichten dazu hatten zahlreiche einflussreiche Männer lange vor der Reichsgründung 1871. So vertrat (nur zum Beispiel) der Eisenbahnkönig Friedrich List schon 1841 eine Doppelstrategie: Einerseits Kolonien, andererseits die Beherrschung Zentraleuropas durch Deutschland. List⁷ schlug dazu – es waren noch 30 Jahre bis zur Reichsgründung – vor, sich Holland und Belgien einzuverleiben, eine gemeinsame Flotte zu bilden und damit auch deren Kolonien zu »germanisieren«, Englands Vormachtstellung zur See zu kippen und Asien »in Zucht und Pflege zu nehmen.«⁸

Einer der Höhepunkte alldeutscher Agitation war das 1912 erschienene Buch »Wenn ich der Kaiser« wäre aus der Feder des Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes Heinrich Claß. Es propagierte in aggressivster

Weise den Griff nach der Weltmacht mittels Krieg und flankierenden Sondergesetzen gegen Sozialdemokraten und Juden. Claß verlangte dann logischerweise während des Ersten Weltkriegs umfangreiche Annexionen in Ost und West.⁹

Nun, was hatten die Stumms damit zu tun? Die Flottenpolitik ließ den Rubel rollen im Saarland, steigerte die Profite des Stahlkonsortiums und der Krieg versprach endlich die Erzfelder in Frankreich ganz in die Hand zu bekommen. Da konnte man sich schon den gemäßigten Annexionisten der Deutschen Gesellschaft 1914 anschließen.

Die Weltmachtpolitik des Deutschen Reiches oder »Weltpolitik«, wie sie euphemistisch bezeichnet wurde, führte zu einer Isolierung Deutschlands. Frankreich und das zaristische Russland knüpften Bande und England assoziierte sich. So fand Wilhelm II. weder Russland noch England als Verbündete wieder, sondern als Gegner. Es blieb nur das marode Österreich-Ungarn als Partner. Das wiederum sah sich bedroht von den nationalistischen Bestrebungen Serbiens. Und als im Juni 1914 im von Österreich-Ungarn annektierten Bosnien-Herzegowina der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau bei einem Besuch in Sarajewo Opfer eines Attentats von jungen Bosniern wurden, schien die Gelegenheit günstig, das als Ursache beschuldigte Serbien zu zerschlagen.

Ein unannehmbares Ultimatum der Österreicher und der Blankoscheck der deutschen Führung, Österreich auch dann voll zu unterstützen, wenn das mit Serbien verbündete Russland eingreife, führten in dieser sogenannten Julikrise dann direkt in den Ersten Weltkrieg. Und dieser begann nicht mit einem Angriff der deutschen Armeen auf Russland, sondern einem Überfall auf das neutrale Belgien und einem Einfall nach Frankreich. Hier wurde der sogenannte Schlieffen-Plan umgesetzt. Man wollte, weil man glaubte, die Russen könnten aufgrund ihrer schlechten Eisenbahnstrecken nicht so schnell mobilisieren, erst Frankreich in sechs Wochen niederwerfen, um dann Russland den Garaus zu machen. Ein desaströser Plan, der nicht nur Russland unterschätzte, sondern England auf den Plan brachte. Der »Sprung ins Dunkle«, wie es der deutsche Kanzler Bethmann Hollweg bezeichnete.



In Neunkirchen ist er allgegenwärtig:
Karl Ferdinand von Stumm-Halberg (© Sadija Kavgić).

Ein eiskalt kalkulierter Weltkrieg mit Millionen Opfern.

Doch welche Rolle spielten nun die Stumms? Hier müssen wir uns auf Stumm 2 kaprizieren. Stumm 2 (»Willy«), Offizier im preußischen 1. Garde-Dragoner Regiment Königin Viktoria von England (!) hatte eine diplomatische Laufbahn in Washington, Paris, Wien, St. Petersburg und Madrid hingelegt. Schließlich wurde er 1906 Erster Sekretär und Botschaftsrat unter dem gemäßigten deutschen Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich zur Gracht, der im Gegensatz zu den deutschen Militärs nicht auf Krieg aus war. Doch dies hatte offensichtlich wenig Einfluss auf »Willy« und das Sprichwort »Reisen bildet« traf wohl auch nicht auf den Spross der Stahlmagnatenfamilie zu. Schließlich landete er 1908 im deutschen Außenministerium als »Vortragender Rat« und krönte seine Karriere 1916 als Unterstaatssekretär (was einem heutigen Staatssekretär entspricht). Und in der Julikrise spielte er eine verhängnisvolle Rolle. Denn Stumm 2 wollte Krieg. Und Stumm 2 hatte erheblichen Einfluss auf den deutschen Außenminister (damals Außenstaatssekretär genannt) Gottlieb von Jagow. Fürst Karl Max von Lichnowsky, der einzige adlige deutsche Politiker, der den Krieg verhindern wollte, Nachfolger von Botschafter Wolff-Metternich in London und in der Julikrise 1914 Kontaktmann des britischen Außenministers Edward Grey, war machtlos in seinen Friedensbemühungen, eben weil der deutsche Kanzler Bethmann Hollweg und das deutsche Außenministerium (darunter Stumm 2) mit gezinkten Karten spielten und jeden Versuch einer britischen Schlichtung des Konfliktes (sämtliche Konferenzvorschläge wurden abgelehnt) torpedierten. Lichnowsky verfasste später eine

Denkschrift, die belegte, dass die deutsche Reichsleitung den Weltkrieg maßgeblich zu verantworten hatte. Sie wurde gegen seinen Willen von Pazifisten veröffentlicht, von den Alliierten millionenfach nachgedruckt und isolierte den Adligen komplett. Lichnowsky wiederum bezeichnete Stumm 2

als den »bösen Geist« in dieser Krise, er sei ein »pathologischer Mensch, der Jagow völlig beherrsche.«¹⁰ Und Stumm 2 hatte tatsächlich, wie mehrere Zeugen belegten, beim Kartenspiel behauptet: »In drei Tagen zwingen ich die Russen auf die Knie.«¹¹ Stumm hatte dem liberalen Publizisten Theodor Wolff außerdem versichert, dass Russland schwach und die französische Armee desolat sei. »Eine so gute Situation komme nicht wieder.«¹² Als dann der Schließen-Plan unter Millionenopfern scheiterte und es zu endlosen blutigen Schlachten im Osten kam, versicherte er Wolff: »Wir haben nicht geblufft. Wir waren darauf gefaßt, daß wir den Krieg mit Russland haben würden. Aber Oesterreich mußte seine Sache mit Serbien doch endlich einmal austragen. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätten wir ihn unter schlechteren Bedingungen in zwei Jahren gehabt.«¹³

Und hier kommt Stumm 4 – offensichtlich einer von den Stumms mit Gewissen – ins Spiel. Der gestand nämlich Harry Graf Kessler, einem einflussreichen Kulturmäzen, am 22. September 1916 bei einem Abendessen im feudalen Restaurant Borchardt in Berlin: »[Kanzler] Bethmann wisse, dass er einmal die ganze Schuld tragen werde; er fühle sich als Märtyrer. Ich [Graf Kessler] antwortete: »Aber doch nicht wenn die Sache gut ausgeht.« Stumm sah mich ernst an und sagte: »Die Sache wird nicht gut ausgehen. [...] Wir werden den Krieg nicht gewinnen.« Vor der Geschichte aber würden wir mit der Schuld dieses Krieges belastet dastehen. Denn es sei ein Präventivkrieg gewesen.«¹⁴ Ein Präventivkrieg, den Stumm 2 als böser Geist lauthals und nachhaltig unterstützt, bzw. mit vom Zaun gebrochen hatte. Schon aus diesen wenigen Zitaten ergibt sich, wie unsinnig die ganze Argumentation von Christopher Clark in seinem Wälzer »Die Schlafwandler« ist, die Mächte Europas seien

somnambul in diesen Weltkrieg getappt.¹⁵ Die deutschen Militärs bzw. Politiker und marktschreierisch voran »Willy« von Stumm marschierten willentlich in ihn hinein.

Vier Jahre später war der Krieg verloren, was sogar die Oberste Heeresleitung zugeben musste. Schließlich meuterten die Matrosen, trugen die Revolution vor 100 Jahren ins ganze Reich und organisierten sich in Berlin als Wache der neuen Regierung der Volksbeauftragten aus SPD und USPD, als revolutionäre Truppe. Und genau hier kommt Stumm 3 ins Spiel. Denn er wirkte im Geheimdienst des kaiserlichen Außenministeriums, des Amtes Abwehr. Und er war auf Konterrevolution gebürstet. Wie der rechten Führung der Sozialdemokratie, waren auch Stumm 3 die Arbeiter- und Soldatenräte, die sich im ganzen Land gebildet hatten, übrigens hauptsächlich wackere SPD-Anhänger, ein Dorn im Auge. Mit einem Putsch wollte er sie am 6. Dezember 1918 beseitigen. Dazu sollten ihm die Matrosen dienen. Mit ihnen wollte er das oberste Räteorgan beseitigen und dann Friedrich Ebert (SPD) als Diktator ausrufen.¹⁶

Und so notierte Harry Graf Kessler schon Wochen vorher in sein Tagebuch, Stumm sei nie anzutreffen, habe ihm aber, als er ihm wohl doch am 13. November (also vier Tage nach der Novemberrevolution) begegnet sei, versichert, er organisiere »die weissen Gardes« »für den kommenden Bürgerkrieg.«¹⁷ Und zwei Tage später vermerkte Kessler, was Stumm ihm großspurig ergänzt hatte: »Mit hundert Matrosen à 20 Mark, für 2000 M. könne er die ganze Reichskanzlei«, also die neue Revolutionsregierung »ausheben.«¹⁸

Nun, der Putsch misslang, es gab Tote, die Matrosen machten nicht mit und ihr Kommandeur, ein Verwandter des gemäßigten ehemaligen Botschafters Wolff-Metternich – und Untergebener Stumms – musste zusammen mit von Stumm nach Holland fliehen. Weder aus dem Weltkrieg noch aus der Konterrevolution gingen die Stumms siegreich hervor, sie hinterließen immer nur Tote. Stumm 3 konzentrierte sich ab da auf seine Aufgaben im Aufsichtsrat. Ob er hier erfolgreicher war, entzieht sich der Kenntnis des Autors. 1974 schließlich ging die Firma Stumm – 20 Jahre nach dem Tod von Stumm 3 – trotz Bilanzfälschungen mit 300 Millionen DM Schulden pleite.

Anmerkungen

- 1 Hans Horch, Herr und Knecht im Hause Stumm, in: Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul, Ralph Schock, Reinhard Klimmt [Hrsg.], Richtig daheim waren wir nie – Entdeckungswegen ins Saarrevier 1815–1955, Bonn 1988, S. 55.
- 2 Horch, Knecht, S. 57.
- 3 Zum Vorkriegsimperialismus dieser drei Mächte, siehe Wolfgang J. Mommsen, Imperialismus. Seine geistigen, politischen und wirtschaftlichen Grundlagen, Hamburg 1977, S. 39–109, 163–178.
- 4 Bülow vor dem Reichstag am 6. Dezember 1897, www.reichstagsprotokolle.de (März 2019) 1897/98,1, S. 60; siehe auch: Peter Winzen, Reichskanzler Bernhard von Bülow. Mit Weltmachtphantasien in den Ersten Weltkrieg. Eine politische Biographie, Regensburg 2013, S. 198.
- 5 Nach wie vor maßgebend: Volker R. Berghahn, Der Tirpitz-Plan. Genesis und Verfall einer innenpolitischen Krisenstrategie unter Wilhelm II., Düsseldorf 1971, S. 192ff.
- 6 Weber, Der Nationalstaat, in: Wolfgang J. Mommsen u. a. [Hrsg.], Max-Weber-Gesamtausgabe, Band I/4: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik, Tübingen 1993, S. 571.
- 7 In der DDR trug eine Verkehrshochschule seinen Namen.
- 8 List, Die nationalen Handelssysteme, in: Reinhard Opitz (Hrsg.), Europastrategien des deutschen Kapitals 1900–1945, Bonn 1994, S. 48, 51, 53. – Das Zitat S. 54.
- 9 Claß, Denkschrift, in: Opitz, Europastrategien, S. 226–266.
- 10 Theodor Wolff, Tagebucheintrag vom 16.10.1914, Nr. 37, in: Bernd Sösemann [Hrsg.], Theodor Wolff, Tagebücher 1914–1919, 2 Bde., Boppard am Rhein 1984.
- 11 Wolff, Tagebucheintrag vom 11.5.1916, Nr. 357.
- 12 Wolff, Tagebucheintrag vom 25.7.1914, Nr. 3.
- 13 Wolff, Tagebucheintrag vom 17.2.1915, Nr. 95; Siehe auch Guenther Roth und John C.G. Röhl [Hrsg.], Aus dem Großen Hauptquartier. Kurt Riezlers Briefe an Käthe Liebermann 1914–15, Wiesbaden 2016, S. 92f.
- 14 Harry Graf Kessler, Das Tagebuch 1880–1937, Bd. 6, Stuttgart 2006, S. 82f.
- 15 Ausführlich dazu: Klaus Gietinger, Winfried Wolf, Der Seelenröster – Wie Christopher Clark die Deutschen von der Schuld am Ersten Weltkrieg befreit, Stuttgart 2017.
- 16 Ausführlich hierzu: Klaus Gietinger, Blaue Jungs mit roten Fahnen – Die Volksmarinedivision 1918/19, Münster 2019, S. 130–136.
- 17 Kessler, Tagebuch, Bd. 6, S. 635.
- 18 Kessler, Tagebuch, Bd. 6, S. 639.

»Adieu Herr von Stumm«

Farbradierungen, inspiriert durch den Abbau der Eisenhütte Neunkirchen

Von Thomas Meier-Castel*



»Adieu Herr von Stumm I«, 1986,
Farbradierung 1/1. 215 x 109 cm, © Alix Beauseigneur und Ute Gortner-Meier

*Bis zum 1. Juni sind Arbeiten von Thomas Meier-Castel zu sehen in der *Saarländischen Galerie*, Berlin und in der *Galerie Besch*, Illingen.



Thomas Meier-Castel, »Adieu Herr von Stumm III«, 1986,
Farbradierung 1/1, 215x109 cm, © Alix Beauseigneur und Ute Gortner-Meier



Thomas Meier-Castel, »Adieu Herr von Stumm II«, 1986,
Farbradierung 1/1, 215 x 109 cm, © Alix Beauseigneur und Ute Gortner-Meier

Goodbye To Love

Von Sig Waller

Sig Waller wurde in Südwest Wales geboren und verbrachte ihre frühen Jahre damit, durch die Wälder zu ziehen und an den Stränden entlangzuwandern. Dabei immer Geschichten und Abenteuer erfindend. Ihr Vater war ein amerikanischer Historiker, der es vorzog, sich wie ein Tramp zu kleiden, ihre Mutter eine deutsche Psychologin. Und Hausfrau. Man hamsterte Lebensmittel, braute sein eigenes Bier und sammelte Treibholz. Es geht die Legende von wilden Partys.

Mit achtzehn zog es sie in die große Stadt und sie studierte Kunst und Kunstgeschichte am *Goldsmiths College* in London. Während dieser Zeit geriet sie in die Hausbesetzer-Szene und verbrachte einige Jahre in der unerschrockenen Welt des anarchischen Lebens. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie im Bereich *Animation, Musik-Videos und Design*.

1995 ging sie nach Berlin und widmete sich nach zehnjähriger Pause wieder der Kunst. Unter dem Pseudonym S.I.G. schuf sie eine umfangreiche Serie von TV-Gemälden, die durch Europa tourte und 2001 in einer Einzelausstellung in New York ihren Höhepunkt fand.

2002 kam ihr Sohn Sky zur Welt. Waller begann mit der Bilderserie »Desert Storm«, einer Reflexion über das politische Klima während des Irak-Krieges.

2006 zog sie mit ihrem Sohn wieder nach London, begann dort die Arbeit an ihrem Roman »The Day The Women Stopped Listening«. Außerdem begann sie damit, aus Straßenmüll Kunst zu machen.

Sie zog später wieder an die Südküste und erhielt 2010 einen Master-Abschluss in Bildender Kunst an der Universität von Brighton.

Waller hat in einem Großteil Europas und den USA ausgestellt. Viele ihrer Werke befinden sich in privaten Sammlungen. 2017 kuratierte sie die Ausstellung »Running with the Wolves«, die sich mit folkloristischen Horror-Themen beschäftigte.

Seit einigen Jahren lebt sie in Saarbrücken und arbeitet stetig an neuen Projekten.

Bernd Nixdorf

80



My Valentine, Öl auf Leinwand, 2018



It's Not You, It's Me, Öl auf Leinwand, 2018



Into The Void, Öl auf Leinwand, 2018



The Source, Öl auf Digitaldruck, 2015



Size Matters, Öl auf Digitaldruck, 2014



Kingdom Come II, Öl auf Digitaldruck, 2015



Wohnen

Von Stefan Schön

Wohnen

Eines Tages über meine Tätigkeit befragt (»Was tust Du denn so?«), gab ich bereitwillig und gerne Auskunft: Wenn ich sonst gerade nichts anderes zu tun habe, – wohne ich. Ich wohne gern. Ich kann hemmungslos wohnen. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Und das mit wachsender Begeisterung. Mit einem Wort: ich bin ein sehr gekonnter und intensiver Wohner. Ich sage mir oft: mögen andere in ihren Behausungen stumpf vor sich hinhausen und blöd vegetieren in unwohnlichen Zimmern – du darfst, du kannst – *w o h n e n*.

Du wohnst, Junge, du wohnst. In einer, ja man darf sie ruhig als eine solche bezeichnen, in einer schönen Wohnung. Ich sitze auf meinem Sofa und wohne. Ich schaue fern oder trinke Wein während des Wohnens. Oder während ich wohne, spüle ich Geschirr oder wasche meine Wäsche. Auch in der Schlafenszeit bin ich am Wohnen.

Wenn ich ein paar Tage mal von meiner Wohnung getrennt bin, durch Urlaub, Inszenierungsabwesenheit oder so, und dann wieder in meine schöne, kleine und schnuckelige Wohnung heimkehre, sofort beginne ich wieder das Wohnen. Dann esse ich immer zuerst etwas, schalte Musik ein, mache mir's auf dem Sofa gemütlich und – wohne. Wohnen begleitet mich alle Tage. Auch die schweren, an denen ich abends müdgeschafft von aller Arbeit nach Hause komme. Mit Wohnen ist es einfach erträglicher. Wohnen tut einfach wohl. Wohnen ist für mich etwas Philosophisches. Hat irgendwie etwas damit zu tun. Mit dem Philosophischen. Ich kann mir das manchmal gar nicht erklären: wenn ich wohne, steht alles Andere still. Hört einfach auf, seine häßliche Fratze zu zeigen. Das muß mit dem Philosophischen zusammenhängen. Wenn ich wohne, hat die übrige Welt stumm zu sein. Sagt nicht auch die Bibel etwas vom Wohnen. Das Gleichnis vom himmlischen Wohnen. Von der Himmlischen Wohnung. Ich gehe und bereite Euch eine Wohnung beim Vater. Oder so ähnlich. Das ist bestimmt wieder metaphorisch gemeint. So klein meine Wohnung ist, sie ist bestimmt ein Abbild dieser einen himmlischen Wohnung.

Alle meine Wohnungen

Eine weitere idée fixe: Alle meine Wohnungen zusammen. Das müßte eine hübsche Anzahl von Quadratmetern ergeben. Was für ein unbegrenztes Riesenreich an Zimmern!

Fünfzehn Wohnungen!!! Dreiundzwanzig Zimmer, davon fünfmal ein Apartment, d.h. ein Zimmer, in dem alle Möbel zusammen untergebracht sind, auch das Bett. Zwölf Klos (Dreimal Klobenutzungen, davon einmal sogar mit zur Schüssel hinaufführenden Stufen). Viermal mit Badbenutzung, davon einmal das zwar unbequeme, weil etwas weiter weg befindliche Nordbad (ein städtisches Bad in der Nähe von Karstadt Nord) in München. Man konnte dort herrlich heiß und anschließend sofort eiskalt duschen, gab den sogenannte Sauna-Effekt (das war zur Studentenzeit, da hat man das zur Dusche-Gehen gern in Kauf genommen). Und obwohl so eine relativ große Zahl von Bädern hatte ich nur zehnmal davon eine Badewanne.

Dieser pompöse Riesenpalast hätte eine Grundfläche von insgesamt – und jetzt kommt's – siebenhundertsiebenundneunzig Quadratmetern!! Ein Einzug dahinein müßte natürlich penibelst vorbereitet und exakt geplant werden. Ein genauer Grundriss, der die Übergänge von großen und kleinen Räumen recht abwechslungsreich gestaltete. Ich hatte ja insgesamt drei große bzw. lange Flure. Von denen könnten die einzelnen Räume abgehen – ihrerseits untereinander durch Mitteltüren verbunden. Und dahinter wieder einer der Flure. Wenn man drei zur Verfügung hat, ist man ja bei zweien noch lang nicht am Ende. Mindestens drei große Bibliotheksräume, nur Bücher, wie auf der Fotografie, die die Bibliothek von Cambridge zeigt.

Ein, zwei große, zugfreie Schlafzimmer, nur dafür da, daß man in ihnen schläft. Das heißt sie beinhalten als einziges Mobiliar das Bett, die Betten. Geräumig und schön. Eines von ihnen am besten ein Empirebett, wie bei Napoleon, mit einer Vorhang-Vorrichtung, die einem Moskitonetz ähnelt. Im anderen Schlafzimmer ein Louis XIV.-Bett. Riesig groß und weich. Mit Baldachin. Außerdem noch: mindestens zwei Gästeschlafzimmer.

Meine elf Küchen könnten natürlich zugunsten von Wohnraum zu einem einzigen gigantischen Koch- und Küchenlabor umgerüstet werden. So ähnlich wie ich's in Saarbrücken hatte, nur ein bisschen größer, selbstverständlich mit zwei angeschlossenen mittelgroßen Speisezimmern, davon das eine ein wenig kleiner, ein wenig intimer – für die kleineren Essens-Empfänge.

Zwei Ankleideräume: Einer für den Vormittag, und gewöhnlichen Werktag; einen für die feierlichen Anlässe: Ausgehen, Partys, Premieren und so. Natürlich auch die entsprechende Kleidung in den begehbaren Schränken.

Des Weiteren: zwei Fernsehräume – nur Fernsehräume. Damit die Wohnzimmer nur Wohnzimmerfunktion hätten. An Wohnzimmern vielleicht fünf: zwei riesige mit Saalcharakter und einer jeweils durchgehenden pompösen Fensterwand, zwei mittlere, ein kleines.

Übrig wären immer noch gut fünf Räume, dazu noch die Fläche, die von den zehn Küchen übrigblieb und aus einem Teil der Bäder, die man ja nicht alle bräuchte. Alles in allem: reichlich Platz. Wenn man bedenkt: eine Grundfläche von immerhin gut achthundert Quadratmetern: eine wahrlich stolze Wohnung!

Käfer und andere Idioten

Von Andreas Dury

Eins

Wie ich aus dem dichten Baumbestand heraustrete und auf die Lichtung komme, die wegen der Hochspannungstrasse hier den Wald durchschneidet, stehen plötzlich hunderte schwarze, käferartige Insekten in der Luft. Es sind so viele, dass ich die zwanzig, dreißig Schritte durch die Käferversammlung nicht ohne Berührungen zurücklegen kann. Es sind schwerfällige Burschen mit herabhängenden, spitzen Leibern und stark limitierter Flugfähigkeit. Mit Mühe können sie sich gerade so in der Luft halten. Für Ausweichmanöver reichen ihre Künste nicht hin, sodass sie mit meiner Nase, mit meiner Wange und einmal sogar mit meinem Ohrläppchen karambolieren.

Im Übrigen sollte man bei diesem Käferaufkommen keineswegs von einer Käferwolke sprechen. Dafür sind es zu wenige. Vorhin, als ich mich ihnen noch näherte und ihre Käferhaftigkeit noch im Verborgenen lag, dachte ich zuerst an diese Rußflocken, die man bekommt, wenn man alte Plastiktüten oder Autoreifen verbrennt. Da stehen dann doch, wenn der Rauch sich verzogen hat, ein paar Sekunden lang pechschwarze Flocken in der Luft, die so langsam herabsinken, als würden sie an den Luftmolekülen kleben.

Daran dachte ich also zunächst und sah erst im Näherkommen, dass es Käfer waren, kohlrabenschwarz, so groß wie Stubenfliegen aber länglicher und jetzt denke ich: Ihr müsst verdammt schlechte Flieger sein, dass man euch mit Rußflocken verwechselt. Das ist, wenn man bedenkt, was man auf diesem Gebiet von der Natur sonst so geboten bekommt – ich muss es in dieser Deutlichkeit sagen: Unterste Schublade.

Zwei

Der erste reflektierte Sprechakt, an den ich mich erinnere, geht so:

Ich gehe mit meinem Bruder Milch kaufen. Mein Bruder ist drei Jahre alt, ich bin vier. Jeder trägt eine Schoppenkanne aus Aluminium. Wir sind allein. Es sind keine Erwachsenen dabei. Die Sonne scheint. Wir gehen die noch nicht asphaltierte Straße entlang und vorne, wo sie auf den Schulhof stößt, müssen wir links abbiegen und genau das sage ich meinem Bruder, der an dieser Stelle weiter geradeaus will, sage: »Wir müssen hier abbiegen«, verwende zum ersten Mal in meinem Leben das Wort »abbiegen«.

In diesem Moment kommt ein Erwachsener, den wir nicht kennen, des Weges. Ich hatte ihn nicht bemerkt. Aber jetzt bemerke ich ihn und nehme sofort an, dass er Ohrenzeuge dessen war, dass ich »abbiegen« gesagt habe. Das ist mir enorm peinlich und als der Mann auf unserer Höhe ist, schubse ich ihn und sage: »Geh weg!«

Ich war damals vier Jahre alt. Ich hatte schon tausende Wörter gelernt und also schon tausende Wörter zum ersten Mal verwendet und es gibt bei dieser Geschichte zwei Rätsel.

Erstens: Wieso ist die Erstbenutzung des Wortes »abbiegen« so dramatisch, dass mir die Zeugenschaft eines Fremden dabei peinlich ist?

Zweitens: Wieso erinnere ich mich daran?

Ein drittes Rätsel wäre: Warum erzähle ich Ihnen das?

Drei

Ich bin gerade in die Schule gekommen. Ein Klassenkamerad will sich mit mir verabreden, um mir etwas zu zeigen, was ich noch nie gesehen habe und von dem er mir auch nicht sagen kann, was es ist. Das überfordert mich, denn ich weiß nicht, wie das geht – sich verabreden, jemandem meine Anwesenheit versprechen. Aber dann ist das doch gar nicht so schwierig und er schafft eine Situation, in der er mir zeigen kann, wofür er offenbar einen verschwiegene[n] Zeugen braucht.

Wir gehen an den Bach, an dem ich schon oft gespielt habe, aber wir gehen weiter hinauf, zum Wald hin und kommen an eine Stelle, wo der Bach, der durch eine sumpfige Wiese fließt, eine sandige Untiefe hat und in ein großes rundes Becken ausläuft, das in der Wiese liegt wie ein schwarzes Loch, weil ein Schatten auf die Wasseroberfläche fällt. Als wir uns ans Ufer hocken, sehen wir in dem ruhigen, glasklaren Wasser eine wunderbare Welt. Ein großer Käfer schwebt schräg im Wasser, aus dem sandigen Grund stieben feine Sandwölkchen auf, wenn eine Larve oder ein Molch sich bewegt und auf der Oberfläche schnellen Wasserläufer und drücken mit ihren Füßen winzige Dellen in die Wasserhaut.

Doch das, was er mir eigentlich zeigen will, befindet sich auf einem der haarigen Sandsteinbrocken auf dem Grund des Beckens.

Da schwanken drei oder vier seltsame Tiere oder Pflanzen oder Körperteile hin und her. Man kann nicht sagen, ob sie an dem Stein festgewachsen sind oder sich dort festgesaugt haben oder ob sie organische Auswüchse des Steines selber sind.

Jedenfalls denke ich sofort an einen Penis und zwar an meinen Penis und werde durchschauert von einer sowohl angenehmen, irgendwie ironischen als auch gleichzeitig beklemmenden Irritation. Dabei sieht das, was sich da so schamlos meinem Anblick darbietet, ganz und gar nicht aus wie mein Penis. Der hängt ja immer brav zwischen meinen Beinen und darf nur beim Pinkeln einen kurzen Blick auf die Welt werfen. Die Apparate da unten sind aber zu dritt oder zu viert und sie hängen nicht, sondern sie stehen frech wie von der Faust weggestreckte Daumen, stehen sie in dieser stummen Wasserwelt und wiegen sich ganz leicht, so, wie manche Leute das machen, wenn sie mit geschlossenen Augen Musik hören.

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Dafür gibt es keine vernünftigen Worte, das liegt hinter der Sprachgrenze, im Reich der Geheimnisse und ich schaue zu meinem Freund hin, der mich ebenfalls anschaut mit erwartungsvoll aufgerissenen Augen. Dann grinst er und hält sich den Mund zu, als sei es nicht statthaft, jetzt laut zu lachen und dann rennen wir weg und als wir weit genug gerannt sind, bleiben wir stehen und blicken zurück und lachen so laut wir können.

Vier

Heute Morgen gibt es laute Männerstimmen im Frühstücksraum, die ich schon höre, als ich über den Hof gehe, auf dem Handwerker- und Vertreterautos stehen. Ich stoße die Glastür auf und setze mich an einen freien Tisch. Die hübsche, kindliche Mamsell – ich schätze, dass sie sechzehn oder siebzehn Jahre alt ist und in diesem billigen Hotel ihre Ausbildung macht, bringt mir Kaffee. Die Männer sind starke Raucher, das hört man, wenn sie lachen und ihr Lachen in ein Husten übergeht. Sie lachen viel. Nach jedem zweiten Satz muss gelacht werden. Sie reden so laut, als wären sie auf einer Baustelle und müssten sich durch Maschinenlärm, durch Wind und Wetter, von Gerüstetage zu Gerüstetage unterhalten. Tatsächlich sind es aber nur zwei, die diesen Lärm und diese Unruhe verbreiten. Anscheinend gehören sie nicht zusammen. Sie sitzen an zwei, weit voneinander entfernt stehenden Tischen. Der eine ist ein kleiner, rundlicher Mann so um die sechzig mit sauber gestutztem weißen Vollbart und rosiger Haut. Er sitzt allein an einem Tisch mitten im Raum, hat schon Krümel auf dem Teller und befindet sich in bester Laune. Sein Gesprächspartner ist in einem ähnlichen Alter, aber ein ganz anderer Typ. Groß, hager, knollige Nase, auf seinen muskulösen Unterarmen sind verblichene, blautintige Tattoos zu sehen. Er wirkt müde, irgendwie angezählt, hockt

zwischen deutlich jüngeren Kollegen an einem Fensterplatz. Er trägt genauso wie die anderen am Tisch ein schwarzes T-Shirt und eine beige Arbeitshose.

Der weißbärtige bringt jetzt das Mädchen in Verlegenheit. Mit seinem Teller in der Hand tritt er an das Rechaud und schaufelt sich von dem Rührei auf den Teller. Als in diesem Moment das Mädchen an ihm vorbeigeht, guckt er ihr auf den Hintern und ruft dem Kerl am Handwerkertisch zu: »Wenn einem schon früh morgens die Eier so schön gebacken werden, dann kann doch eigentlich nichts mehr schiefgehen, oder?« Und dann lachen sie wieder dieses versoffene Kettenraucherlachen. Das Mädchen verschwindet in der Küche und die Chefin betritt den Raum. Sie stemmt die Hände in die Hüften und blickt umher. Der Mann mit den Rühreiern duckt sich ein wenig, schaut zu ihr auf, hebt galant seinen Teller in die Höhe und sagt: »Das Frühstück in Ihrem Hause: Immer ein Gedicht.« Die Chefin lächelt zufrieden und verschiebt ein paar Sachen auf dem Frühstücksbuffet. Der Mann setzt sich wieder und zwar so, dass er den Knollnasigen direkt anblicken kann. Ich habe den Eindruck, dieser ist ein wenig überfordert, hat keine rechte Lust, sich weiter mit diesem Spaßvogel zu unterhalten. Aber so, wie dieser ihn anschaut, fühlt er sich genötigt, jetzt auch mal was zu sagen und sagt etwas sehr Philosophisches, sagt: »Aber das Wetter muss auch mitspielen.«

Der andere weiß damit zunächst nichts anzufangen, aber er ist quatschfidel, ein richtiges Babyface, mampft sein Rührei und sagt dann: »Da haben Sie vollkommen recht. Das Wetter muss mitspielen.« Und dann lacht und hustet er, dass ihm die Rühreibrocken nur so um die Ohren fliegen. Der Tätowierte ist verdutzt. Offenbar hat er, ohne es zu merken, einen Witz gemacht. Da muss er dann ja auch mitlachen und dann lacht er aus vollem Hals. Der ganze Frühstücksraum wird von diesem unsinnigen Lachen erschüttert, es ist, als ob eine Art von Wahnsinn durch den Raum flattert.

Ich beende mein Frühstück begeben mich in mein Zimmer, packe meine Sachen und möchte, bevor ich meine Schlüssel an der Rezeption abgebe, noch eine Zigarette rauchen.

Auf dem Hof, neben den Parkplätzen gibt es einen Stehtisch mit Aschenbechern. Die Sonne scheint, es geht ein leichter Wind, die Welt ist schön, aber als ich zur Raucherecke komme, stehen da schon die beiden aus dem Frühstücksraum. Der Tätowierte lehnt schief und müde am Tisch, lässt den Kopf hängen und starrt auf den Rauchfaden, der von seiner Zigarette aufsteigt.

Der mit dem Bart ist wieder eifrig am Erzählen. Es geht um einen Einsatz bei den Baerbaums. »Baerbaum? Kennste? Ludger Baerbaum, der Reiter?«

»Ja. Kenn ich. Kenn ich.«

Den Baerbaums hat er also einmal die Ballenpresse repariert und aus irgendeinem Grund war das etwas ganz besonderes, und der alte Baerbaum ist danach mit ihm auf die Kirmes gegangen und hat zu seinen Leuten gesagt: »Der Mann zahlt heute keinen Pfennich. Das geht alles auf mich.«

Er lacht begeistert, kann den anderen aber nicht mehr richtig mitreißen. Als Hobbyneurologe würde ich sagen, hier droht ein apoplektischer Insult, oder aber er braucht dringend einen Wurf aus dem Flachmann.

Ich frage mich, wie die beiden zusammengehören. Der Erschöpfte ist offenbar einer von den drei Betonbauern, deren Transporter hier auf dem Hof steht und der andere wahrscheinlich alleinreisender Landmaschinenmechaniker. Dieser ergeht sich nun in Lobesworten über den alten Baerbaum, was für ein feiner Kerl der doch sei und wieder zitiert er den Satz: »Der Mann zahlt heute keinen Pfennich«, und führt aus, wie der Satz ihn quasi geädelt hätte, wie er dadurch zu einem Baerbaum-Mann geworden wäre, zum König der Kirmes und dass er sich hätte volllaufen lassen wie zehn Russen.

Da hebt der mit der knolligen Nase langsam den Kopf und schaut den Gesprächigen von unten her an. Wie ein altes, vernarbtes Mississippikrokodil sieht er jetzt aus: »Wenn du doch nur endlich dein dummes Maul halten tätst«, knurrt er, stößt sich vom Tisch ab und humpelt mit schiefer Hüfte zu dem Transporter, auf dem dasselbe Logo zu sehen ist, wie auf seinem T-Shirt.

Der Bärtige ist erschüttert. Er starrt mich an, spürt aber sofort, dass er von mir nicht das geringste Mitgefühl zu erwarten hat. Er lässt seine Zigarette, ohne sie auszudrücken, in den Aschenbecher fallen und verschwindet mit eingezogenem Kopf.

Endlich ist Ruhe.

Afrika, immer wieder

Aus »Hoppers letztes Idyll«

Von Bernd Nixdorf

Infolge eines Unfalls kurz vor Drehbeginn hatte er seine Position als Berater nicht einnehmen können. Erwartungsgemäß unzufrieden war er dann auch mit dem Film gewesen und nun, während er mit dem Taxi ins Zentrum fuhr, dachte er noch einmal über die zahlreichen Unstimmigkeiten zwischen seiner Autobiographie und der Verfilmung nach. Einen Kunstfilm hat man letztendlich daraus gemacht, vollkommenen Schwachsinn. Kunstscheiße. Einige Szenen waren auf einer Theaterbühne inszeniert worden, Außenaufnahmen vor gemalten Hintergründen, surreal, er selbst, Hopper, gleich zu Beginn als Insasse eines Gefängnisses, oder vielleicht einer geschlossenen Anstalt, *wie ich die grauen Wände meiner tristen Zelle mit Kreide bemale* – toskanische Landschaften, Leuchttürme, Blick aufs Meer. Davon habe ich nichts geschrieben. Und der Darsteller? Der hat toll gespielt, besser als er selber in der Realität je gewesen war. *Aber wäre ich so gewesen, wäre alles ganz anders gekommen.* Und die Afrika-Episode haben sie ganz weggelassen.

Sein Anwalt hatte ihm von einer Klage abgeraten. Und der Erfolg des Filmes sprach für sich, hatte natürlich auch positive Auswirkungen auf den Verkauf des Buches, das inzwischen auf Englisch, Französisch, Spanisch und natürlich Italienisch vorlag. Hier in Italien hatte der Film die höchsten Zuschauerzahlen und die meisten Preise erhalten, wahrscheinlich, denkt Hopper, weil ein großer Teil in Rom gedreht wurde. Wenn überhaupt einmal irgendein konkreter Ort zu erkennen war. Und natürlich wegen der Pseudokunst. *Mein Leben als Projektionsfläche für einen von sich selbst besoffenen Regisseur.* Ein Vollidiot. Nachdem Hopper van Tessel in einem Interview bedroht hatte, war man davon abgekommen, den Audiokommentar von den beiden gemeinsam sprechen zu lassen. *Das mache ich morgen alleine.*

Der öffentliche Streit zwischen Hopper und van Tessel kam dem Film und dem Buch zugute. Es wurde auch von einer PR-Kampagne gesprochen. Wer aber Buch und Film kannte, dem waren die enormen Differenzen deutlich, dem war klar, dass Hopper mit dieser Interpretation seines Lebens nicht einverstanden sein konnte.

Natürlich muss man verkürzen, hatte Hopper im Interview gesagt. Natürlich weglassen, verdichten, eine filmtaugliche Dramaturgie entwickeln und so weiter. Darum habe ich mich ja auch ganz auf van Tessel verlassen, der bis vor Kurzem einer meiner Lieblingsregisseure war. Natürlich muss man auch lügen, um glaubwürdig zu bleiben. Aber er geht viel zu weit. Abstrahiert. Macht absurdes Theater. Wenn man das alles wieder zurückinterpretiert, auf die Realität meines Lebens, erkenne ich es kaum wieder.

Dieses Leben möchte ich nicht gelebt haben, denkt Hopper, inzwischen im Straßencafé vor dem Pantheon, wo sie gedreht haben, wo er niemals gewesen war und auch nie hingegangen wäre, damals (Cappuccino absurde sieben Euro). *Jetzt sitze ich hier wie die Interpretation meiner eigenen Biographie.* Hopper fühlt sich angestarrt, *als würden sie mich kennen,* verzerrt das Gesicht vor Schmerz, wenn er sich ungeschickt bewegt. *Soll ruhig so bleiben, erinnert mich, wie blöd man sein kann.* Ob alles in Ordnung sei, fragt der Kellner. Si si. Was heißt Unfallfolgen auf Italienisch?

Die ganze Afrika-Episode haben sie unterschlagen. Das wichtigste Ereignis überhaupt. Das Erlebnis, das, *müsste ich so etwas einmal sagen, von allen Erlebnissen dasjenige war, für das, wenn für sonst keines, zu leben es sich gelohnt haben wird, am Ende des Tages, wenn der Schirm zuklappt, wenn alles vorbei ist.* Van Tessel hat sie mit der Claudia-Episode vermischt. Einen solchen Sternenhimmel sieht man nicht über Rom. Nur ein paar bunte Lichter in den Gärten von Kassala, der Nachthimmel, der Mond so nah, funkelnde Sterne, Sternschnuppenschwärme, ungezählte unerfüllte Wünsche. Samira, Begleiterin der Nacht, trägt ein hellblaues Kleid, wie der strahlende Tag.

Eine sanft kühlende Brise umgibt dich, wo immer du bist. Es ist, als sei der Himmel dein Kleid, hatte ich gesagt. Schön wie ein Bild. Sie sagte Wuiwuiwuiwuiwuiwui, you're crazy. Eat. You're hungry.

All die vergangenen Frauen.

Nun steht er im Pantheon, starrt durch das Kuppelauge in den Himmel. Der Nabel der Welt, das Licht am Ende des Geburtskanals.

Hey Jerry, hört er jemanden sagen, it's like looking out of somebody's asshole.

Wozu also sich Gedanken machen. *Der Film soll bleiben wie er ist, ich werde ihn nicht kommentieren.* Kein Wort dazu. Pazzi sagte Geh doch einfach nicht hin. Du bist nicht verpflichtet. Es soll auch eine Deluxe-Version geben. Im Buchcover mit ausführlichem Booklet. Als Doppel-DVD. Mit dem Director's Cut, der dann noch beschissener sein wird, mit entfallenen und geschnittenen Szene, mit alternativem Ende. Mit alternativem Ende. Das ist der blanke Hohn. Wie soll das gehn? Ich kenne bisher keine Alternative. Sterbe ich dann am Ende? Oder wird es eine Hochzeit geben? Quasi als Spiegelung des Anfangs, der Gefängniszene. Vielleicht sollte ich sie doch verklagen. Nein, da haben wir keine Chance. Er schreibt einen Entwurf der Klageschrift auf die Serviette von Stella. Die römische Pizza ist dünner und knuspriger als die neapolitanische. Das ist mir eigentlich vollkommen egal, aber seit ich es irgendwo gelesen habe, denke ich bei jeder Pizza daran. Wenn man mir zu Hause im Ristorante Napoli eine römische Pizza serviert, nach original neapolitanischem Rezept. Pazzi hat seine eigene Pizza kreiert, nennt sie Pizza Pazzi, was er lustig findet, und das Rezept an Stella verkauft. Er ist ein guter Verkäufer.

Hier in der Nähe wurde Eric erschlagen. Hopper ist sicher, dass es ein Auftrag war. Auftragsmord. Dass ich mich je einmal in der Nähe eines solchen Begriffes befinden würde. Ob es mich auch einmal trifft? Wenn ich Pazzi verärgere, heute Abend. Es wird ein anstrengendes Gespräch geben nach so langer Zeit, befürchtet Hopper. Vielleicht sollte ich einfach nicht hingehen, bin nicht verpflichtet. Giulia aber. Sie trägt ein hellblaues Kleid. Da bin ich hilflos. Verhängnisvoll. All die zukünftigen Frauen.

Unachtsam verlässt Hopper seinen Tisch und stößt zusammen mit einem Passanten, zuckt, ein kurzer Moment der Furcht. Dumm. Natürlich nicht hier. Natürlich nie, was hat er schon getan, kein Vergleich zu Eric. Aber dennoch, Hopper, du hast dich ziemlich weit aus dem Fenster gelehnt. Ihr könnt euch alle nicht zurückhalten, eure lächerliche Eitelkeit. Erschlagen in einer dunklen Gasse in Rom. Vor dem Haus, in dem Der-und-Der seinerzeit geboren wurde.

Van Tessel hatte Recht damit, alles zu verfremden. Hopper wird morgen den Kommentar sprechen und alles zurücknehmen. Ich sollte eher das Buch vom Markt nehmen. Lächerliche Eitelkeit. Vielleicht meinen Namen ändern, eine Gesichtsoperation. Bestimmt hat Giulia mich erkannt, nur so getan, als ob. Wird sie meine Mörderin sein? In Pazzis Auftrag? Hat Pazzi auch Eric töten lassen? Sie haben denselben Fehler gemacht, wie Ihr Freund Eric, hatte Pazzi damals gesagt, glaubt Hopper sich nun zu erinnern. Welcher Eric? War mir damals unbekannt. Ich werde heute Abend mit Pazzi reden.

· Festhalten!

John reißt das Steuer nach links, nach rechts. Nach einer Vollbremsung steht der Wagen quer auf der Straße.

· Was war das denn?

· Siehst du die Plastiktüte dahinten?

John fährt den Wagen an den Straßenrand.

· Ihr müsst raus. Ich muss den Reifen wechseln.

Rolf nimmt eine Pistole aus dem Handschuhfach.

· Ja, ich sehe die Tüte. John ist einer Plastiktüte ausgewichen, hätte uns beinahe alle umgebracht und muss jetzt den Reifen wechseln. Gute Idee.

Sie stehen am Straßenrand.

· Wuiwuiwuiwuiwuiwui, it's hot.

Samira sitzt im Schatten des Wagens, eine leichte Brise. Sie klagt ständig über die Hitze, doch ihre Haut ist stets kühl.

- Die Tüte, Rolf, was ist damit?
- Sie liegt noch immer da. In the Middle of Nowhere.
- Ja klar. Wo soll sie denn auch hin, sind ja keine Geschäfte da.

Hopper blickt zurück, in östlicher Richtung, eine schnurgerade Straße, ödes Land bis zum Horizont. Dahinter die Gärten von Kassala, am Abend zuvor.

Und nun mitten im Nirgendwo starren sie auf eine Plastiktüte. Aufgebläht von leichtem Wind flattert sie hin und her, bewegt sie sich aber nicht vom Fleck.

- John, bist du bald fertig?

Und starrt auf die Tüte.

· Willst du nachsehen, was drin ist? Es scheint niemand in der Nähe zu sein. Vielleicht ist sie ja nur aus einem Wagen gefallen. Ich gebe dir die Pistole mit.

Hopper zögert.

· Wir können sie nicht da liegen lassen. Der Nächste fährt vielleicht drüber und es passiert wer weiß was.

Nur Hitze und Wind hier, sonst nichts. Alles flach, alles übersichtlich. Nirgendwo ein Versteck. Aber vielleicht haben sie sich im Sand eingegraben. Rolf grinst. Das glaubst du doch nicht wirklich?

- Wuiwuiwuiwuiwuiwuiwui, it's hot. John, hurry up.
- Yessir, Princess. Kann mir jemand helfen.
- Ich helfe John und du nimmst die Tüte von der Straße.

Die Pistole in der Hand, schwer das Ding, weiß Hopper nun, entfernt er sich vom Auto, durch die sengende Hitze die schnurgerade Straße entlang.

· Hopper, beeil dich, da kommt ein Auto. Wir wollen alle nicht wissen, wer da drin sitzt. Ein dunkler Punkt noch am Ende der Straße, doch er kann Geschwindigkeit und Entfernung nicht einschätzen. Die Tüte ist voller Steine, er schleudert sie ins Öde und rennt zurück, springt in den offenen Wagen.

- They like to kill people, sagt Samira.

Man ist hier immer in Gefahr. Hold me now.

Er kühlt seine Stirn an ihrer. Wuiwuiwuiwuiwuiwuiwui, you're hot.

All diesen Schmuck, sagst du, hast du mir ins Grab gelegt, als ich von dir ging vor, was steht da, vor 2934 Jahren. So sehr haben wir uns geliebt. Und nun, nach so langer Zeit, sind wir uns wieder begegnet. So sehr lieben wir uns. Ob sie ihn mir wiedergeben?

Zwei Tage alleine in Wad Madani. Ich hätte bei dir bleiben sollen, sagst du. Aber vielleicht war es klüger so, sage ich. Ich glaube, ich wurde beobachtet.

Eine der Frauen macht eine Bemerkung in deiner mir unverständlichen Sprache. Sie hat mich mit Misses angesprochen, sagst du. Sie glaubt, ich wäre deine Frau. Ich habe Nein gesagt. Die anderen Frauen lachen. Freundlich.

Irgendwo auf dem Weg nach al-Qadarif – eine Oase. Ein paar Stunden Schatten, Kühle, Wasser. Früchte. Dattelpalmen, Feigen, Granatäpfel. Ein Kuss. Jenseits der Bäume die Hitze, die Ödnis. Du wirst ihr das Herz brechen, sagt John.

Als wir in Kassala ankamen, legtest du ein Kopftuch um. Meine Mutter lebt hier. Ich werde heute Abend eine Abaya tragen. Wir gehen in die *Gardens of Kassala*. Man verbringt hier gerne die Flitterwochen, sagt John.

Ich werde dich nicht halten können, nicht küssen, nicht berühren. Ich werde zurückschauen, bis ich dich nicht mehr sehe. Wir werden in der Menge verschwinden, du hier, ich dort. Deine sanfte kühlende Brise. Und wenn ich sage, dass ich zurückkomme, werde ich lügen.

Anmerkung: Nach »Eine intime Vertraute« (Topicana Band 33. Edition Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken, 2018) wird »Hoppers letztes Idyll« der zweite Roman von Bernd Nixdorf um den Kunst- und Lebensfälscher Hopper sein.



Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, denen ich je begegnet bin

Nachruf auf Roger Bichelberger

Von Ralph Schock

Ein paar Jahre lang haben wir uns regelmäßig getroffen. Seit 2003 folgte er für länger als zehn Jahre meiner Einladung zu einem Studiogespräch über die jährlichen Literaturpreise in unserem Nachbarland: *Prix du premier roman*, *Prix Fémina*, *Prix Médicis*, *Prix Renaudot*, *Prix Goncourt des lycéens*, *Grand Prix du Roman de l'Académie Française* und selbstverständlich der wichtigste von allen, kaum dotiert, aber mit Verkaufszahlen im sechsstelligen Bereich: der *Prix Goncourt*. Jeweils Ende November, ein paar Wochen, nachdem die Preisträger der *rentrée littéraire* gewählt waren, stellte er sie den SR2-Hörern der *BücherLese* vor. In diesen Wochen hatte Roger Bichelberger alle Werke gelesen und kommentierte jedes Buch, knapp und präzise, aber *passionément*. Unseren letzten intensiveren Kontakt hatten wir im Zusammenhang mit dem Sammelband »Beziehungsstatus kompliziert« über das deutsch-französische Verhältnis. Ein Thema, das ihn in allen seinen Büchern beschäftigte. Er schickte mir seinen auf Deutsch geschriebenen Text und bat mich, ihn zu redigieren. Aber es gab nicht viel zu ändern, sein Deutsch war exzellent.

Roger Bichelberger wurde am 23. November 1938 in Alsting (Lothringen) geboren. Ein knappes Jahr später, bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, wurde er mit seiner Familie, in der Lothringer Platt gesprochen wurde, in die Charente evakuiert. Im Alter von fünfzehn Jahren entstanden seine ersten Texte. Er war viele Jahre Lehrer, zuletzt am Jean-Moulin-Gymnasium in Forbach. Seine Dissertation schrieb er über den



© Mairie Forbach

katholischen Autor Julien Green. Intensiv beschäftigte er sich auch mit François Mauriac. Sein erster, von der Bibel inspirierter Roman erschien 1974 bei Plon: »À l'aube du premier jour«. Es folgten 18 Romane, 7 Gedichtbände, Erzählungen, Essays. Er wurde mehrfach für sein Werk ausgezeichnet, unter anderem mit dem *Prix Erckmann-Chatrian*, dem *Prix des écrivains croyants* und in Deutschland mit dem Peter-Wust-Preis.

Die Stimme eines deutsch-französischen Grenzgängers und leidenschaftlichen Anhängers der Freundschaft zwischen den beiden Nachbarnationen ist am 10. August des vergangenen Jahres für immer verstummt.

Ein Buch, das nicht erscheinen soll

Inge Plettenberg: Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte. Edition Völklinger Hütte, Meinrad Maria Grewenig (Hg.), Völklingen 2018.

Das Buch »Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte« kommt im wahrsten Sinne des Wortes sehr gewichtig daher. Es ist im DIN A3-Format abgefasst, hat 531 eng bedruckte Seiten mit zahlreichen Abbildungen und wiegt ein Kilo und 704 Gramm (Normalgewicht auch umfangreicherer Bücher: 400 Gramm). Es ist für den Leser eine echte Herausforderung, und es erinnert in seinem Format und seinem Design eher an einen professionell gestalteten Ausstellungskatalog. Und in der Tat, der Herausgeber dieses Werkes ist ein Aussteller: Meinrad Maria Grewenig, der zwar keinen Finger für das inhaltliche Zustandekommen gerührt hat, aber sich die Herausgeberschaft nicht nehmen ließ. Er tönt denn auch im Vorwort in seiner gewohnt prahlerischen Art, dass mit dieser Publikation die Forschung zum Thema eine »neue Dimension« erreicht.

Man möchte meinen, dass »das bisher vollständigste Kompendium zum Thema« (Grewenig) intensiv beworben und einer großen Verbreitung zugeführt wird. Doch dem ist nicht so. Die *Saarbrücker Hefte* haben dreimal vergeblich um ein Rezensionsexemplar gebeten, der Rezensent ist nur über Umwege an eines herangekommen, in den Buchhandlungen sucht man vergebens nach Auslagen und auf die Frage, ob sie es vorrätig, kommt ein Nein und auf die nächste Frage, ob es denn lieferbar sei, ebenfalls ein Nein. Verwunderlich ist dies nur auf den ersten Blick. Das Forschungsprojekt »Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte«, dessen Resultate Inhalt des Buches sind, ist in eine skandalöse Geschichte langjähriger Missachtung der »tiefen Schattenseiten« (Grewenig) der Historie der Hütte eingewoben, die selbst jetzt noch – wo man dem Thema nicht mehr aus dem Weg gehen konnte – ihre Spuren hinterlässt. Die tragische Figur in diesem Drama ist nicht der luftige Impresario Grewenig, der sein glatt poliertes Weltkulturerbe vom



Alb der faschistischen Vergangenheit freihalten wollte, sondern die seriöse Historikerin Inge Plettenberg.

Inge Plettenberg hat sich große Verdienste um die Thematisierung der Röchling'schen Verbrechen an unschuldigen und verschleppten Menschen aus den »Feindländern« erworben. Sie hat als eine der ersten das Phänomen Zwangsarbeit aufgegriffen und es hat sie seit jetzt bald 30 Jahren nicht mehr losgelassen. Sie war es auch, die dem ignoranten Weltkulturerbeverwalter nahegebracht hat, dass die Hütte dieses »dunkle Kapitel« nicht mehr länger beschweigen dürfe. Sie hat sich in eine Liaison mit Grewenig begeben, deren erstes Ergebnis – die Ausstellung »Die Röchlings« – einer Hagiographie sehr nahe kam und die Zwangsarbeit als eine historische Randnotiz abhandelte. Als es dann Kritik über Kritik hagelte, fiel der Entschluss, das Thema umfassender und

eingehender in einem Forschungsprojekt zu bearbeiten. Die Ergebnisse liegen jetzt vor, sie stellen in der Tat einen großen Fortschritt dar, auf dem weitere Forschung aufbauen kann. Und solche ist notwendig, denn die jetzt vorgelegte Publikation beantwortet zentrale Fragen zum Röchling'schen Faschismus und zur Zwangsarbeit nicht oder nur unzulänglich.

Inge Plettenberg hat eine historische Fleißarbeit vorgelegt, eine akribische Sammlung von Fakten und Dokumenten, einen Überblick über viele Dimensionen der Zwangsarbeit und sie hat auch den Organisator und »Manager« der Menschenschinderei, Hermann Röchling, nicht ausgespart. Möglich war ihr dies, weil sie neben dem vertieften Studium der Sekundärliteratur Einblick in die Pariser Röchling-Prozessakten, die erst seit 2010 zugänglich sind, sowie in die Akten des Archiv Saarstahl nehmen konnte. Entstanden ist auf diese Weise ein umfassendes Mosaik der Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte, eine Dokumentation des Grauens und kaum fassbarer Unmenschlichkeit, die dem System der Zwangsarbeit und seinen vielen Betreibern eigen war. Wir lernen die Topographie der Zwangsarbeit kennen: die Herkunftsländer, die Einsatzorte, die Unterkünfte, die Straflager, die KZs; wir erhalten Einblick in ihre »soziale« Architektur: die »Instrumente des Zwangs« vom mit Gestapo und SS durchgesetzten Werksschutz über das Jugenderziehungslager, das Schnellgericht bis hin zum Straflager Etzenhofen und den KZs; wir bekommen einen Eindruck vom Leben und Sterben im Lager, von den Grausamkeiten, die verübt wurden, den Schlägen, der Folter, der Willkür, aber auch von der bürokratischen Ordnung, von der »der Deutsche« auch bei der größten Menschenquälerei nicht lassen kann.

Inge Plettenberg beschreibt diesen Horror distanziert und nüchtern, sie listet die Zahlen auf, lässt die Dokumente sprechen. Ihr ist – wie sie selber sagt – nach Jahrzehnten der Beschäftigung mit diesem Thema »die Empörung abhanden gekommen«, aber nicht die Wissbegier. Es könnte sein, dass sie mit dieser ehrlichen Auskunft genau die zentrale Schwäche ihrer Forschungsarbeit und dieser Publikation benennt. Ihre Wissbegier richtet sich nicht auf das Empörende – und das war das Ganze des Röchling'schen Faschismus

samt seinem »Führer« –, sondern auf den Ausschnitt der Zwangsarbeit, der in immer kleinere Details und Facetten zerlegt wird, die für sich genommen natürlich wichtig sind, die aber erst im Kontext der Röchling'schen nationalsozialistischen Politik ihre volle Aussagekraft erhalten. Die »dunkle Seite« in der Geschichte der Hütte, von der Plettenberg und neuerdings Grewenig so oft reden, war ja nicht nur die Zwangsarbeit, die ganze Geschichte der Hütte im Faschismus samt ihres Eigners war eine »dunkle Seite«. Es führt ein direkter Weg von den imperialistischen und faschistischen Obsessionen Hermann Röchlings zur Zwangs- und Sklavenarbeit, das war keine bedauerliche Aberation, sondern die Konsequenz von Röchlings Denken und Handeln. Wer in der Behandlung des Phänomens Zwangsarbeit diesen Zusammenhang nicht mitdenkt und klar benennt, der steht in Gefahr, über der ganzen Detaillierung und Differenzierung »den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen« oder gar das Verbrechen der Röchlings zu relativieren.

Die Autorin steht in dieser Gefahr, wenn sie sich zurecht, aber mit falschen Argumenten gegen die These verwahrt, Zwangsarbeit sei Vernichtung durch Arbeit gewesen. Sie führt ausgerechnet den »Generalbevollmächtigten für Fremdarbeit«, Fritz Sauckel, ins Feld, der Misshandlungen mit dem Argument, auch eine Maschine brauche Wartung, untersagt habe. Dabei sagt Sauckel doch, dass der »Fremdarbeiter« eine Sache und kein Mensch sei und damit bringt er ziemlich genau das ökonomische Verhältnis in der Zwangsarbeit zum Ausdruck. Während die deutschen Volksgenossen auch im Faschismus ihre Arbeitskraft und nicht sich selbst verkauft haben, gehörte der Zwangsarbeiter seinem Eigentümer, dessen Arbeitsmaschine er ist und der mit ihm nach Gutdünken verfahren kann. Es ist ein Sklavenverhältnis mit einem gravierenden Unterschied zu den Sklavenhaltergesellschaften der Antike: Hermann Röchling hat im Zweifelsfall bei Wideretzlichkeiten seine Sklaven auch der Vernichtung zugeführt. Zweifelsohne hat Plettenberg Recht, wenn sie darauf hinweist, dass die individuellen Schicksale der Zwangsarbeiter oft sehr verschieden waren, dass es nicht nur die »Bestie Mensch«, sondern auch einen Rest



Hermann Röchling mit DAF-Mütze und »deutschem Gruß«, Völklingen 1935 (© Archives Nationales, College Park, Washington D.C.).

um: Nach außen sah alles so aus, als ob es seine Ordnung gehabt habe, als ob es geregelt und nach Recht und Gesetz zugegangen sei. Dass hinter dieser Fassade das pure Grauen herrschte, haben viele, wenn nicht alle, gewusst, aber es war ein durch Regeln gesichertes Grauen und von daher weniger skan-

Menschlichkeit, nicht bei den Schergen, wohl aber bei den Mitläufern der Nazis ihnen gegenüber gab. Als Beweisstück führt sie einen von der *Röchling-Stiftung* (!) zur Verfügung gestellten Erlebnisbericht einer Raissa Bulanowa an, die nur positive Erfahrungen gemacht hat. Sie nennt diesen Bittbrief – die Frau wollte unbedingt noch einmal Völklingen sehen – »ein bedeutendes Dokument der Zeitgeschichte« (S. 233). Wenn man weiß, wie lange und hartnäckig sich die Röchlings gegen die Erinnerung an die Zwangsarbeit gewehrt haben und wenn man berücksichtigt, dass Frau Bulanowa unbedingt nach Völklingen wollte, dann wundert man sich schon, dass eine renommierte Historikerin ausgerechnet diesen Brief auswählt und zum historischen Dokument adelt. Ähnlich verhält es sich, wenn die Autorin Differenzen und Konflikte zwischen den vielen Akteuren des Zwangsarbeitssystems, insbesondere zwischen Gestapo/SS und den Werksinstitutionen hervorhebt. Die gab es natürlich, weil alle Institutionen zunächst einmal ein Interesse an sich haben, aber die waren vernachlässigbar, weil Röchling und die Nazi-Organisationen am selben Strang gezogen haben und in dieselbe Richtung marschiert sind.

Was in den Detailschilderungen von Plettenberg sehr prägnant zum Ausdruck kommt, ist das, was Hannah Arendt die »Banalität des Bösen« nennt. Die Administratoren der Sklavenarbeit – es waren viele – haben akribisch Buch geführt, Verfahren eingehalten, unglaublich viele Selektionskriterien für die Sortierung und Verwendung ihrer menschlichen Beute entwickelt – kurz-

gedalisierbar. Die, die mitgemacht haben bei der Quälerei der Frauen, Kinder, Jugendlichen, Männer aus Russland, Serbien, Polen, Frankreich, Italien etc. (12.000 Zwangsarbeiter hat die Hütte während des Zweiten Weltkriegs ausgebeutet), sind nach der Niederlage des deutschen Faschismus weitgehend unbehelligt geblieben, ja etliche haben später sogar Ehrungen erfahren.

Man kann Inge Plettenberg nicht vorwerfen, dass sie das Thema Zwangsarbeit mit Samthandschuhen angefasst habe. In der Summe ihrer Ausführungen entsteht ein bedrückendes Bild der Entmenslichung, Unterdrückung, Gewalt und Kälte, das einen schauern lässt. Sie rekurriert auch auf die Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg und sie nimmt die Person Hermann Röchling in den Fokus. Was sie an Dokumenten über dessen Verstrickung ins Nazi-Regime und über dessen führende Rolle bei der Organisation der Zwangsarbeit gesammelt hat, spricht eigentlich für sich. Aber sie hält sich auffällig zurück, Röchling als den zu charakterisieren, der er war. Das Wort »Kriegsverbrecher« kommt ihr nicht über die Lippen. Ja, sie äußert sich regelrecht erleichtert darüber, dass die Röchling-Biographie von Hippel (siehe Rezension auf S. 100) ihn und sein Unternehmen vom Makel des »Kriegsverbrechers« befreit sehen will. »Er darf das.« (S. 16) Juristisch mag das zutreffen, aber moralisch und politisch war Hermann Röchling ein Kriegsverbrecher, und was für einer!

Verständlich wird die Berechtigung dieser Charakterisierung erst, wenn man die Frage beantwortet, warum es überhaupt Zwangsarbeit gab. Nazi-Deutschland hatte die halbe

Welt überfallen und zudem die Sowjet-Union mit einem Vernichtungskrieg überzogen, der gegen die Zivilbevölkerung und da vor allem die Juden gerichtet war. Dieses megalomane Wahnsinnsunternehmen verschlang ungeheure Ressourcen, die sich Nazi-Deutschland durch den Raub von Bodenschätzen, Maschinen und Menschen zurückholen wollte. Hermann Röchling, ein alldeutscher Imperialist, der schon lange vor Hitler den östlichen Raum im Blick hatte und Juden wie Franzosen hasste, ging von sich aus in die Verantwortung für den Menschenraub, mit dem er die ganze eischaffende Industrie versorgen wollte. Er trägt daher nicht nur die Verantwortung für die 12.000 Zwangsarbeiter der Völklinger Hütte, sondern für 200.000 Zwangsarbeiter, die in der Eisen- und Stahlindustrie beschäftigt waren. Er war kein Mitläufer der Nazis, er war ein Vorläufer und unter den deutschen Industriellen deren glühendster Gefolgsmann. Er gehörte einem Flügel des Kapitals an, der sich nicht mehr von seinen rationalen Interessen leiten ließ, sondern sich dem irrationalen Programm der Faschisten verschrieb, ja es sogar befeuerte. Seine Konkurrenten nannte er verächtlich »Händler«, während er sich auf der Seite der »Kämpfer« sah. Den Anschluss der Saar an Hitlerdeutschland hat er mit aller Macht und allem Geld betrieben, seine Untergebenen darauf eingeschworen und ihnen gedroht, sollten sie es mit dem undeutschen und verjudeten, sozialdemokratischen und kommunistischen Pack halten. Die Hütte faschisierte und militarisierte er sukzessive, er zwang die Beschäftigten in eine totalitäre Betriebsgemeinschaft, zahlte ihnen miserable Löhne und band sie an das Unternehmen durch einen von den Arbeitern selber finanzierten Wohnungsbau. Der Boden war bereitet, um einen neuen Typus von Arbeiter, den Arbeitssklaven, nach Völklingen zu holen – das betriebliche Repressionsregime war ja schon da, es bedurfte nur noch seiner Schärfung und Vergrößerung, um die Sklaven zu ihrer grobenteils unbezahlten Arbeit zu zwingen. Hermann Röchling ging es mit der Zwangsarbeit längst nicht mehr um seine Profitmehrung, sondern um etwas für ihn weit Höheres: den Sieg der deutschen Rasse und die Vernichtung des jüdischen Bolschewismus, wofür er bereit war, alle Mittel einzusetzen. Leute wie er haben es

zu verantworten, dass der eigentlich schon 1943 verlorene Krieg sich noch zwei elend lange Jahre dahinschleppte, weil sie auf brutale Art und Weise immer neue menschliche und sachliche Ressourcen heranschafften. Zwischen Röchling und Hitler passte kein Blatt Papier, er wurde ja auch nicht müde, sich ihm anzudienen und Denkschriften für ihn zu verfassen. Hitler war ein Kriegsverbrecher, was war dann Hermann Röchling?

Inge Plettenberg, die das Buch über die Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte sehr sachlich, nüchtern und sehr wissenschaftlich verfasst hat, die damit einen Meilenstein in der Bearbeitung dieses Themas gesetzt hat, verlässt diesen Stil im einleitenden Kapitel »Die Röchlings und die Zwangsarbeit – Umstritten und noch lange nicht erledigt« (S. 13–17). Sie wird hier larmoyant und polemisch, sie argumentiert unterhalb ihres Niveaus. Sie beklagt sich über Hass und persönliche Verletzungen, die sie in der Auseinandersetzung über das Weltkulturerbe, die Hermann Röchling-Höhe, ja überhaupt die Zwangsarbeit in der Hütte erfahren habe. Sie unterstellt den Kritikern der offiziellen Röchling-Darstellung, sie würden Verschwörungstheorien verbreiten, Hermann Röchling für allmächtig halten, ihn nochmal zum Tode verurteilen wollen, aus dem Weltkulturerbe am liebsten eine KZ-Gedenkstätte machen und auf die seriösen Historiker Druck aufbauen. Wen kann sie meinen, wer hat hier in Sachen Erinnerungskultur die kulturelle Hegemonie? Die paar versprengten Antifas, die *Saarbrücker Hefte*, die wenigen Dissidenten wie Hans Horch, Erich Später und Bernd Rausch, die mit analytischer Schärfe und manchmal auch verbaler Drastik dieses unglaubliche Menschheitsverbrechen, das auch hier tiefe Spuren hinterlassen hat, begreifen und benennen wollen, oder den öffentliche Mainstream, der in der Zwangsarbeit und im saarländischen Nationalsozialismus einen Betriebsunfall der Geschichte sieht. Diese Polemik ist ein Armutszeugnis, zumal die Autorin sich noch nicht einmal die Frage stellt, ob die Dinge zwingend so ihren unheimlichen Lauf nehmen mussten und ob Hermann Röchling einen Spielraum, auch anders zu handeln, hatte. »Die Frage, welche Alternativen bestanden, ist müßig« (S. 27).

Josef Reindl

Materialreiche Annäherung an Hermann Röchling

Wolfgang von Hippel: Hermann Röchling 1872–1955. Ein deutscher Großindustrieller zwischen Wirtschaft und Politik. Facetten eines Lebens in bewegter Zeit, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, ISBN-139783525310625, 1086 Seiten, 90,00 EUR.

Dem politischen Wirken einer der umstrittensten Persönlichkeiten der jüngeren saarländischen Geschichte spürt Wolfgang von Hippel in seiner Biographie »Hermann Röchling (1872–1955)« nach. Hermann Röchling, Miteigentümer und Leiter des Röchlingschen Familienkonzerns, zu dem die Völklinger Hütte gehörte, zählte zu den einflussreichsten Vertretern des Saargebietes während der Völkerbundverwaltung 1920 bis 1935. Er trug wesentlich zum Zustandekommen der »Deutschen Front« aus bürgerlichen Parteien, Zentrum und NSDAP für die Rückgliederung an das von den Nationalsozialisten beherrschte Deutsche Reich bei. Als Vorsitzender der »Reichsvereinigung Eisen« betrieb Röchling die Indienstnahme der Eisen- und Stahlindustrie für die Rüstungsproduktion. Seine Verurteilung als Kriegsverbrecher und die Eigentumsregelung für die Völklinger Hütte bildeten Streitpunkte der Saarpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg. Bis in jüngere Zeit gab das Andenken an Hermann Röchling im Saarland Anlass zu erinnerungspolitischen Auseinandersetzungen.

Wolfgang von Hippel, der von 1974 bis 2001 als Professor für Neuere Geschichte mit Schwerpunkt Sozialgeschichte an der Universität Mannheim lehrte, hat auf Anfrage der Familie Röchling das in deren Besitz befindliche Familien- und Firmenarchiv verzeichnet und ausgewertet. Diese Archivalien bilden die Grundlage der vorliegenden Arbeit. Sie werden ergänzt durch die Überlieferung in weiteren Archiven, durch Briefe, Reden, Presse- und Buchveröffentlichungen Hermann Röchlings und die umfassende Berücksichtigung der einschlägigen Literatur.

Während neuere Unternehmerbiographien oft einen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Ansatz verfolgen und ausgehend von Handeln und Schicksal des Führungspersonals



sonals unternehmensgeschichtliche Fragestellungen aufgreifen,¹ hat Wolfgang von Hippel eher eine Biographie im herkömmlichen Sinn geschrieben. Ihr Schwerpunkt liegt auf der politischen Tätigkeit Röchlings. Seine Betätigung als Unternehmenslenker und Techniker, die von den politischen Aktivitäten häufig nicht zu trennen ist, findet ebenfalls Beachtung, wird aber weniger eingehend dargestellt. Dessen ungeachtet handelt es sich um die gründlichste Studie zu Hermann Röchling, nachdem Gerhard Seibold sich vornehmlich mit der Familien- und Unternehmensgeschichte befasst hat.² Der Verfasser sieht sein Buch als »Versuch, sich Persönlichkeit und Wirken eines zweifellos bedeutenden Industriellen in einer von [...] Krisen und Katastrophen durchfurchten Zeit anzunähern und [...] sein Denken, Handeln und Verhalten vielleicht etwas verständlicher [...] und damit zugleich differenzierter bewertbar zu machen, als das bisher im Pro und Contra der Fall zu sein scheint« (S. 15).

Hermann Röchlings Werdegang war kennzeichnend für Söhne aus Industriefamilien im Kaiserreich. Ein Studium

ohne Abschluss diente der Aneignung von beruflichen Grundkenntnissen und dessen, was in bürgerlichen Kreisen als Allgemeinbildung verstanden wurde. Die Zugehörigkeit zu einer schlagenden Verbindung ermöglichte die Knüpfung standesgemäßer Kontakte und trug mit der »charakterprägenden Bewährung« (S. 43) in der Mensur zur Herausbildung eines der beruflichen und gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Habitus bei. Fortsetzung und Vertiefung fand diese Art der Persönlichkeitsbildung im Militärdienst. Sie förderte bei Angehörigen des Großbürgertums, die schon während der militärischen Ausbildung eine bevorzugte Stellung genossen, die Entstehung eines Elitebewusstseins, das sich mit militärischen »Tugenden« und einem eigenen Ehrbegriff verband.

Mit seinen bereits vor dem Ersten Weltkrieg politisch tätigen Brüdern Carl und Louis teilte Hermann Röchling die Verehrung Bismarcks, die Bekämpfung der Sozialdemokratie und die Ablehnung einer Parlamentarisierung und Demokratisierung des Kaiserreichs. Im Kampf sowohl gegen die freien als auch gegen die christlichen Gewerkschaften bediente er sich der regionalen Presse und des Vereinswesens. Die Förderung wirtschaftsfriedlicher Vereine verband sich mit einer betrieblichen Sozialpolitik mit gesellschaftspolitischer Zielsetzung.³ Zwar war die Kontrolle der Belegschaftsangehörigen weniger ausgeprägt als bei Stumm in Neunkirchen, doch vertrat auch Röchling den Standpunkt des »Herrn im Hause« und verwahrte sich gegen jegliche Einflussnahme von außen auf die Arbeits- und Lohnverhältnisse.⁴

Die Beschlagnahme von Maschinen und Anlagen im besetzten Gebiet Frankreichs, die das Röchlingsche Unternehmen zum Teil selbst erwarb, führten nach Ende des Ersten Weltkrieges zur Verurteilung Hermann Röchlings und seines Bruders Robert durch ein französisches Militärgericht, wobei unklar bleibt, inwiefern die Verantwortung beim Kriegsministerium lag und inwieweit die Brüder Röchling eigenmächtig handelten.⁵ Im Zusammenspiel mit politischen und wirtschaftlichen Gründen sowie den Geschäftsbeziehungen Röchlings zu französischen Stahlindustriellen bewirkte die Auseinandersetzung um das umstrittene

Urteil, dass die Völklinger Hütte als einziges Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie des Saargebietes – neben der Burbacher Hütte, die sich im Besitz der belgisch-luxemburgischen ARBED befand – keine französische Kapitalbeteiligung aufnehmen musste.

Als Leiter des größten Industrieunternehmens in ausschließlich deutschem Eigentum spielte Hermann Röchling während der Völkerbundverwaltung des Saargebietes gleichzeitig eine maßgebende politische Rolle. Zwar blieb seine Deutsch-Saarländische Volkspartei (DSVP) bei den Wahlen zum Landesrat immer hinter Zentrum und Sozialdemokraten und ab 1924 auch hinter den Kommunisten zurück, doch wurde er dank seiner reichsweiten und internationalen Verbindungen sowohl von der deutschen Regierung als auch im Ausland als Sprecher des Saargebietes wahrgenommen. Er stand in regelmäßigem Austausch mit dem Saarbeauftragten der Reichsregierung und nahm in den saarländischen Abordnungen, die zum Sitz des Völkerbundes in Genf reisten, eine herausragende Stellung ein.

Im Unterschied zu Vertretern der politischen Rechten, die ihre Angriffe auf den Versailler Vertrag mit der Verurteilung der Weimarer Republik und Schuldzuweisungen an die sie tragenden Parteien und Politiker verbanden, enthielt sich Hermann Röchling bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten vergleichbarer Urteile. Bemüht um die Bewahrung der in der Saarfrage weitgehenden Einigkeit zwischen Zentrum, Sozialdemokraten und bürgerlichen Parteien, griff er – häufig unter Berufung auf die Grundsätze des Völkerbundes – vorrangig die französische Saarpolitik und die Regierungskommission an. Zugleich setzte er sich aus pragmatischen Erwägungen für eine Verständigung mit Frankreich ein und unterstützte die deutsch-französischen Verhandlungen 1929/30 über eine vorzeitige Rückgliederung des Saargebietes.

Im Parteienspektrum der Weimarer Republik stand Hermann Röchling der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei (DVP) nahe. In dem Maße, wie im Zuge der Weltwirtschaftskrise das politische System der Weimarer Republik ins Schwanken geriet, stieg seine Sympathie für autoritäre Lösungen. Er sprach sich für eine Stärkung der

Stellung des Reichspräsidenten aus und unterstützte die mit Notverordnungen regierenden Reichskanzler Brüning und von Papen. Gegenüber der NSDAP hegte Röchling Vorbehalte, da er deren Machtanspruch fürchtete und die deutsche Kreditwürdigkeit in Gefahr sah. Nach dem Regierungsantritt Hitlers äußerte er sich als dessen begeisterter Anhänger.

Auf Ersuchen Hermann Röchlings fand am 30. März 1933 ein erstes Gespräch mit Hitler über die Saarabstimmung statt. Ein weiteres Treffen in größerer Runde, das er bei dieser Gelegenheit vorschlug, kam vorerst nicht zustande, da die Zentrums Politiker des Saargebietes sich Röchling nicht unterordnen wollten – was verdeutlicht, dass sein Führungsanspruch im »Saarkampf« keineswegs unumstritten war. Erst nachdem die eigenen Bemühungen von Zentrum und Christlichen Gewerkschaften um eine Übereinkunft mit der Saar-NSDAP gescheitert waren, wurde unter Einbeziehung Röchlings die Deutsche Front gebildet, die nun unter Führung der NSDAP die Rückgliederung an NS-Deutschland betrieb. Nach der Rückgliederung fand Hermann Röchling keine Beachtung mehr, was ihn aber nicht davon abhielt, Hitler mit Lobhudeleien zu überschütten und ihm Vorschläge zu allen erdenklichen Themen zu unterbreiten.

Im Kompetenzstreit von Militär- und Parteibehörden sowie im Wettbewerb zwischen der rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie, den »Reichswerken Hermann Göring« und den Saarlütten gelang ihm nach Ende des so genannten Frankreich-Feldzuges ein erneuter politischer Aufstieg. Hierbei verbündete er sich mit Gauleiter Josef Bürckel, der zuvor versucht hatte, sich zu seinen Lasten als Vertreter der Arbeiterschaft zu profilieren. Zwar konnte sich Hermann Röchling mit seinen Vorstellungen zur »Neuordnung« der eroberten Gebiete im Westen nicht durchsetzen – sie beinhalteten umfangreiche Annexionen mit dem Ziel der Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes unter Vorherrschaft der Saarindustrie – und auch bei der Verteilung der lothringischen Hüttenwerke in Treuhandschaft mit der Aussicht auf späteren Erwerb kam er nicht im erwünschten Ausmaß zum Zuge. Erfolgreich waren hingegen seine Bemühungen um eine führende

Stellung in der Kriegswirtschaft. Mit der Ernennung zum Generalbeauftragten für Eisen und Stahl im besetzten Lothringen im Juni 1940 und dem Vorsitz der neu gebildeten Reichsvereinigung Eisen zwei Jahre später, dem kurz darauf noch die Berufung zum Reichsbeauftragten für Eisen und Stahl für sämtliche besetzte Gebiete folgte, übernahm er entscheidende Verantwortung für die Rüstungsproduktion.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verurteilte das Gericht der französischen Militärregierung zur Verfolgung von Kriegsverbrechen in Rastatt Hermann Röchling wegen seiner Beteiligung an der »wirtschaftlichen Plünderung« der besetzten Gebiete und seiner Mitverantwortung für die Verschleppung und unmenschliche Behandlung von Zwangsarbeitern zu sieben Jahren Haft. In einem Revisionsverfahren wurde das Strafmaß auf zehn Jahre erhöht und zusätzlich die Beschlagnahme seines Vermögens verfügt.

Der »Fall Röchling« verband sich erneut mit der Saarfrage. Bundespräsident Theodor Heuss, Bundeskanzler Konrad Adenauer und der saarländische Ministerpräsident Johannes Hoffmann setzten sich für eine Begnadigung des inzwischen über 75-jährigen ein. Weite Teile der Öffentlichkeit sahen die fortgesetzte Haft als ungerechtfertigt an, insbesondere nachdem die meisten in den Nürnberger Prozessen verurteilten Industriellen amnestiert worden waren. Eine Auseinandersetzung mit Hermann Röchlings Stellung zur NS-Herrschaft fand nicht statt.⁶ Im Zusammenhang mit den Verhandlungen über die Montanunion wurde er im August 1951 unter Bedingungen entlassen. In seinen Äußerungen während der Haft verbinden sich Rechtfertigungsversuche mit Andeutungen eines Schuldbewusstseins.⁷

Während Gerhard Seibold Hermann Röchlings Rolle im NS-Regime und im Zweiten Weltkrieg »nur kursorisch mit einer Tendenz zum Weichzeichnen« (S. 13) abhandelt, widmet sich Wolfgang von Hippel ausführlich diesem Thema. Nach seiner Einschätzung haben Röchlings autoritäre Grundhaltung und seine gesellschaftspolitischen Vorstellungen eine Nähe zum Nationalsozialismus begünstigt. Seine plötzliche Wendung vom »Vernunftrepublikaner« zur bedingungslosen Unterstützung Hitlers sei nicht aus Opportunismus erfolgt,

vielmehr habe er »in der nationalen Einheit und Volkskraft unter Hitlers Führung« seine eigene »Liebe zu Volk und Nation« verkörpert gesehen (S. 404). Röchling sei von Hitler als Person beeindruckt und davon überzeugt gewesen, dass dieser »den richtigen Weg einer effizienten politischen und gesellschaftlichen Neuordnung [...] gehen wolle«. Willkür und Terror scheine er »als vorübergehendes Problem [...] in Kauf genommen zu haben« (S. 379).

In seinen öffentlichen Äußerungen vertrat Hermann Röchling jetzt ausdrücklich die nationalsozialistische Ideologie und bediente sich der übelsten Hetze gegen Juden und politisch Andersdenkende. Selbst seine eigenen Erfahrungen zählten nicht mehr. Vor der Saarabstimmung bezichtigte er die Befürworter des Status-Quo, ihr »Eintreten für Deutschland [sei] niemals ehrlich [gemeint] und nur von persönlich-egoistischen Interessen bestimmt [gewesen]«.⁸

Über Röchlings Einstellung gegenüber Juden ist dem Verfasser zufolge bis in die Anfangsphase des Dritten Reichs »kaum Substantielles [...] zu finden« (S. 536). Auf einer Kundgebung der DSVP im März 1932 wendete er sich gegen die nationalsozialistische Judenhetze. Zu Beginn der NS-Herrschaft ging er davon aus, dass »sich der Unsinn in dieser Hinsicht« totlaufe (Zitat Röchling, S. 538). Im Nachhinein führte Hermann Röchling zur Begründung seiner antisemitischen Ausfälle an, er habe sich nur auf diese Weise Gehör für seine Anliegen verschaffen können. Von Hippel bemerkt, dass sich die Angriffe gegen Juden häufig auf die Einleitung von Röchlings Texten beschränken, wie in der Denkschrift »Gedanken zur Vorbereitung zum Kriege und seine Durchführung«, deren eigentliche Absicht es gewesen sei, Hitler von seiner kirchenfeindlichen Politik abzubringen. Andererseits findet sich antisemitische Hetze ebenfalls in Beiträgen in der Werkszeitung oder anderen Presseorganen, wo vergleichbare Absichten nicht zu vermuten sind.

Dennoch ist die Annahme, dass Röchlings Haltung zum Nationalsozialismus auch von strategischen Überlegungen bestimmt wurde, nicht von der Hand zu weisen – wenn gleich vor einem anderen Hintergrund. So ging er davon aus, dass der Familienkonzern nur dann »die nun mal von mir errungene

Stellung im Reich behalten [könne]« (Zitat Röchling, S. 614), wenn die Verantwortlichen sich ohne Vorbehalt in den Dienst des Regimes stellten. Angesichts der Entschlossenheit Hitlers erschien Widerstand sinnlos und vollster Einsatz geboten.⁹ Gleichzeitig soll Hermann Röchling regimekritische Mitarbeiter unter den leitenden Angestellten geduldet und versucht haben, in seinem eigenen Umfeld aus rassistischen Gründen Verfolgten beizustehen.¹⁰ Auch zog er, im Unterschied etwa zu Friedrich Flick, offensichtlich keinen Gewinn aus der Verfolgung von Juden.¹¹

Auch wenn Hermann Röchling eine unmittelbare Beteiligung an der Kriegsplanung nicht nachzuweisen ist,¹² kann nicht übersehen werden, dass er mit seinen Äußerungen zur ideologischen Rechtfertigung eines Angriffskrieges und der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik beigetragen hat. Einen wesentlichen Bestandteil dieser Rechtfertigung bildete die Annahme eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen christlich-abendländischer (Nazi-Deutschland!) und materialistischer Staatsauffassung und Weltsicht (gleichermaßen von Frankreich und der Sowjetunion vertreten), verbunden mit der Behauptung, »die Juden« betrieben auf jede erdenkliche Weise die Vernichtung der christlich-abendländischen Kultur. Dieser Widerspruch musste nach Röchlings Auffassung zwangsläufig in einen Existenzkampf münden, in dem sich Deutschland ebenso übermächtiger wie aggressiver Gegner zu erwehren habe.¹³

Auch Hermann Röchlings industrielle Bestrebungen ordneten sich in die Kriegsvorbereitung ein, die er im eigenen Interesse zu nutzen suchte. Ein Beispiel bildet die Verarbeitung der eisenarmen süddeutschen Doggererze, deren Vorgeschichte zwar bis 1931 zurückreicht, die Röchling aber im Rahmen des Vierjahresplans ab 1936 verstärkt vorantrieb.¹⁴

Als Beauftragter für Eisen und Stahl in den besetzten Gebieten und als Vorsitzender der Reichsvereinigung Eisen (RVE) war er schließlich selbst an verantwortlicher Stelle in die Kriegswirtschaft eingebunden. Über die Ermittlung des Arbeitskräftebedarfs beteiligte sich die RVE am Einsatz von Zwangsarbeitern. Von Hippel unterstreicht, dass Röchling keine »Eigenaktivi-

täten« (S. 696) durchführen konnte, da die Rekrutierung der Arbeitskräfte dem »Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz« oblag. Das Gerichtsurteil von 1949, das ihm auf Grund seiner Anträge und Vorschläge an die nationalsozialistische Regierung einen erheblichen Anteil an der Verschleppung von Zwangsarbeitern zusprach, habe seinen Einfluss überschätzt beziehungsweise übertrieben. Demnach fanden Röchlings Anregungen, die unter anderem eine Dienstverpflichtung für Männer und Frauen in den besetzten Ländern Westeuropas beinhalteten, entweder keine Berücksichtigung oder vergleichbare Maßnahmen wurden ohnehin ergriffen.¹⁵

Nach Ansicht des Verfassers bemühte sich die Leitung der Völklinger Hütte – im Wesentlichen Röchlings Schwiegersohn Hans-Lothar von Gemmingen-Hornberg als Vorsitzender des Direktoriums und »Betriebsführer« sowie Generaldirektor Rodenhäuser – im Rahmen ihrer Möglichkeiten um Erleichterungen für die ausländischen Arbeiter. Die Verbrechen an Zwangsarbeitern seien von der Gestapo und dem zu großen Teilen aus Angehörigen der SS bestehenden Werkschutz begangen worden, ohne dass es in der Macht der Unternehmensleitung gestanden habe, sie zu verhindern. Der »Ausnahmeprozess gegen Röchling« (S. 741) habe nur unter der Voraussetzung überzeugen können, dass die Zwangsarbeiter der Völklinger Hütte besonders schlecht behandelt wurden. Obwohl in den anderen Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie des Saarlandes »höchstwahrscheinlich keineswegs bessere Verhältnisse als in Vöcklingen«¹⁶ geherrscht hätten, seien nur hier die Führungskräfte zur Rechenschaft gezogen worden, während sich die Anklagen im Fall der Halbergerhütte und des Neunkircher Eisenwerks auf Wach- und Aufsichtspersonal beschränkten.

Auf welche Sachverhalte die Staatsanwaltschaft ihre Anklage gründete, wird nur in Ansätzen und mittelbar durch die Entgegnung von Röchlings Verteidiger Otto Kranzbühler deutlich. Demgegenüber gibt von Hippel ausführlich dessen Plädoyer wieder, wonach kaum ein Kriegsverbrecher hätte verurteilt werden dürfen. Hier wäre eine kritische Würdigung angebracht. Insbesondere Kranzbühlers Vorgehensweise,

den Anschuldigungen gegen seinen Mandanten mit Hinweisen »auf vergleichbare Handlungsweisen der Alliierten« (S. 905) zu begegnen, müsste hinterfragt werden, diene dieser Einwand doch immer wieder zur Relativierung und Verharmlosung der NS-Verbrechen. Von Interesse wäre, wie die Verbindung zu Kranzbühler zustande kam und inwieweit Hermann Röchling oder ihm nahestehende Personen in die Entwicklung der Prozessstrategie einbezogen waren, die bereits in den Verfahren gegen Flick, Krupp und die I.G.-Farben Anwendung fand.¹⁷

Letztlich wird nicht erkennbar, über welchen Spielraum die Verantwortlichen der Völklinger Hütte verfügten und ob sie diesen, wie sie selbst behaupteten, zugunsten der Zwangsarbeiter nutzten. Die Zeugenaussagen liefern kein eindeutiges Ergebnis, was sich zum Teil damit erklären lässt, dass sich die Lage je nach Zeitpunkt, Arbeiter-»Kategorie« (West-, Ostarbeiter, Kriegsgefangene, Zivilisten), Lager und Arbeitsplatz unterschied. Bemühungen um Verbesserungen in Teilbereichen und in Einzelfällen änderten nichts an den Zuständen an anderer Stelle und an der Gesamtlage. Möglicherweise hat das Gericht den Sachverhalt getroffen, wenn es zu Gunsten des Angeklagten von Gemmingen »gewisse Interventionen zur Besserung des Loses der Arbeiter, allerdings in Angelegenheiten zweiter Ordnung«,¹⁸ anführte.

Ein Beispiel für die Schwierigkeiten, aus Anschuldigungen und Rechtfertigungsversuchen stimmige Schlussfolgerungen zu ziehen, bildet die Einrichtung des »Arbeitserziehungslagers« Etzenhofen und die damit verbundene Schaffung eines Schnellgerichts in der Völklinger Hütte. Die Duldung und Begünstigung der unmenschlichen Behandlung im Lager Etzenhofen wurde der Unternehmensleitung in besonderem Maße angelastet. Von Hippel schreibt: »So hochproblematisch eine derartige »Rechtsprechung« zweifellos war, angesichts der bisher gängigen Praxis, die Bestrafung allein dem brutalen Belieben der Gestapo zu überlassen, konnte sie für die Angeklagten durch ein Mindestmaß an Öffentlichkeit und Kontrolle sowie durch die Festsetzung der Strafdauer [...] doch für eine gewisse Absicherung gegen pure Willkür sorgen« (S. 765). Einweisungen in Konzentrationslager seien

nach Einrichtung von Schnellgericht und Arbeitserziehungslager »offenbar« nicht mehr vorgekommen (S. 766, Anm. 2636). Indessen herrschten in Etzenhofen KZ-ähnliche Zustände und in »schweren Fällen, die über die Strafbefugnisse des Schnellgerichts hinausgingen«, wurden wie bisher die »Täter von der Gestapo ohne jegliche Rücksprache mit den Vertretern des Werkes verhaftet und abgezogen« (S. 766).

Inwiefern die Werksleitung eine Verbesserung der Rechtslage anstrebte oder ob sie lediglich die Arbeitskraft der Verurteilten dem Unternehmen erhalten wollte, bleibt dahingestellt. Die Äußerungen von Gemmings, die ersteres nahelegen könnten, stammen aus den Prozessunterlagen nach Kriegsende. Während des Krieges zeigte sich die Unternehmensleitung mit dem Schnellgericht zufrieden. Hermann Röchling erwähnte in einer Ausschusssitzung der RVE die »guten Erfolge« bei der »Hebung der Arbeitsdisziplin« (Zitat Röchling, S. 767). Von der Misshandlung von Gefangenen hat die Führung der Völklinger Hütte nach eigenem Bekunden nichts erfahren.

Bisweilen lassen dieselben Quellen unterschiedliche Auslegungen zu. In den Jahresberichten der RVE und in Rundschreiben sprach Hermann Röchling wiederholt die schlechte Versorgung und Behandlung der ausländischen Arbeiter an. Während Hubert Kesternich darin Belege für die Missstände sieht, welche die Glaubwürdigkeit der entlastenden Aussagen in Frage stellen,¹⁹ wertet von Hippel diese Schriftstücke als Nachweis der Bemühungen Röchlings um Verbesserungen, an denen ihm allein im Interesse der kriegswichtigen Produktion gelegen sein musste (S. 783). Beides schließt sich im Übrigen nicht aus.

Es kann dem Verfasser nicht angelastet werden, dass er die Frage nach der Beteiligung Hermann Röchlings und seiner Mitangeklagten an den Verbrechen des NS-Regimes nicht abschließend beantwortet. Zu wünschen wäre jedoch die Benennung von Widersprüchen und offenen Fragen. Auch sollte darauf hingewiesen werden, dass die Glaubwürdigkeit der Aussagen von Mitarbeitern der Völklinger Hütte nicht immer vorausgesetzt werden kann. Stattdessen wird der Leser mit einer Zusammenstellung von Mitteilungen konfrontiert, die in Aus-

wahl und Anordnung zudem eine gewisse Schlagseite aufweist. Ohne möglicherweise entlastende Umstände zu bestreiten, bleibt festzuhalten, dass sich Hermann Röchling bereitwillig in den Dienst eines menschenverachtenden Regimes gestellt und nach besten Kräften an verantwortlicher Stelle zur Führung eines verbrecherischen Krieges beigetragen hat.

Röchlings bisweilen abstruse Ansichten, seine detailbesessene und immer wiederkehrende Beschäftigung mit bestimmten Themen und die starke Beeinflussung seiner Urteilsbildung durch persönliche Begegnungen²⁰ sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass sein Handeln durchweg von rationalen Erwägungen bestimmt wurde. Das bedenken- und rücksichtslose Vorantreiben seiner Vorhaben, gleich ob technischer, politischer oder wirtschaftlicher Art, verband sich mit der gezielten Verfolgung der Unternehmensinteressen, einer pragmatischen Herangehensweise im Einzelnen und Kursänderungen, sobald es die äußeren Bedingungen erforderten.

Wolfgang von Hippel lässt Hermann Röchling ausführlich zu Wort kommen. Das verleiht der Biographie Anschaulichkeit und gibt Aufschluss über die Sicht- und Denkweise der Hauptperson. Zum Teil wird die Zuordnung von Zitaten jedoch dadurch erschwert, dass die Nachweise im Voraus oder zusammenfassend für mehrere Stellen angegeben sind. Mitunter beeinträchtigt die ausführliche Wiedergabe von Quellen auch das Verständnis, ohne neue Erkenntnisse zu vermitteln,²¹ zumal nicht immer deutlich wird, ob es sich um Einschätzungen Röchlings oder um abgesicherte Tatsachen handelt. Bei widersprüchlichen Ergebnissen wäre es hilfreich, wenn deutlicher herausgestellt würde, ob die Quellenlage kein eindeutiges Urteil zulässt beziehungsweise welche Auffassungen einander gegenüberstehen. Zusammenfassungen könnten die Bewältigung der Stofffülle erleichtern, Thesen zu noch aufzuklärenden Sachverhalten Anregungen für weitere Arbeiten geben. Um Gewinn aus dem reichen Informationsgehalt des Werks Wolfgang von Hippels zu ziehen, ist eine ebenso gründliche wie kritische Lektüre erforderlich.

Harald Glaser

Anmerkungen

- 1 Zum Beispiel Christian Marx: Paul Reusch und die Gutehoffnungshütte. Leitung eines deutschen Großunternehmens, Göttingen 2013. – Lohnenswert wäre ein Vergleich Paul Reuschs und Hermann Röchlings hinsichtlich ihrer Stellung zum Nationalsozialismus. Beide vertraten während des Kaiserreichs ähnlich konservative Auffassungen. In der Weimarer Republik gehörte Paul Reusch zu den reaktionärsten Vertretern der Eisen- und Stahlindustrie. Da er aus wirtschaftlichen Erwägungen eine zu weitreichende Abhängigkeit des GHH-Konzerns von Rüstungsaufträgen vermeiden wollte und sich zudem gegen die Einmischung der Deutschen Arbeitsfront in die innerbetrieblichen Beziehungen verwahrte, geriet Reusch in Konflikt mit der NS-Politik. Dabei überschätzte er seine Macht als Vertreter eines der bedeutendsten deutschen Konzerne der Metallindustrie und seine Beziehungen zu Regierungskreisen, was schließlich zu seinem erzwungenen Rückzug aus dem Vorstand der GHH führte.
- 2 Gerhard Seibold: Röchling. Kontinuität im Wandel, Stuttgart 2001. Eine Besprechung ist in *Saarbrücker Hefte* 86, Winter 2001, S. 100–102 erschienen.
- 3 Die Grundlagen der Röchlingschen Sozialpolitik sind dargestellt in der Schrift »Studien und soziale Aufgaben sowie deren Lösung« von 1905, der zufolge die sozialen Einrichtungen »im wohlverstandenen beiderseitigen Interesse« (zit. n. von Hippel, S. 90) geschaffen wurden. Hermann Röchling sah die betriebliche Sozialpolitik der Völklinger Hütte als Muster für ein »Konzept sozialen Interessenausgleichs« (ebd.). Der weiterreichende Anspruch wird insbesondere an Wohnungsbau und »Siedlungspolitik« deutlich, womit Röchling, über die Sicherung der Stammbelegschaft hinaus, »die Rückbindung der Arbeiterschaft an Grund und Boden« (S. 107) als nationales und gesellschaftspolitisches Anliegen verfolgte.
- 4 Ein Tarifvertrag im Kalisalzbergbau 1911 erregte sein »höchstes Mißfallen« (S. 104).
- 5 »Tatsächlich hatten die Röchlings Anlagen, Maschinen, Materialien und Geräte zu offenbar zeitgemäß angemessenen Preisen vom deutschen Staat käuflich erworben, der es seinerseits übernahm, die Eigentümer zu entschädigen« (S. 129). Die Annahme, die sich auf Röchlings Verteidiger Friedrich Grimm stützt, wäre zu überprüfen.
- 6 Eine Ausnahme bildete der evangelische Landesbischof in Baden, Julius Bender, der auf ein Gnadengesuch von Röchlings Anwalt Kranzbühler »unter Hinweis auf die Röchling bereits gewährten Freiheiten« antwortete, »die Tatsachen, die zur Verurteilung Röchlings geführt hätten, gestatteten es nicht, auf dem Weg der Milde derzeit noch weiterzugehen« (S. 973). Zur »gezielten[n] Öffentlichkeitsarbeit« im Anschluss an das Urteil im Krupp-Prozess vgl. Kim Christian Priemel: Tradition und Notstand. Interpretations- und Konfrontationslinien im Fall Krupp, in: Kim C. Priemel; Alexa Stiller (Hrsg.): NMT. Die Nürnberger Militärtribunale zwischen Geschichte, Gerechtigkeit und Rechtsschöpfung, Hamburg 2013, S. 434–463, hier S. 461f.
- 7 Vgl. Röchlings Gedichte »Die 1945er Teufelsfahrten« (22.8.1949) und »Das deutsche Schicksal« (wahrscheinlich Ende 1949), zit. S. 952. Dass er sich in technische Aufgaben stürzte, deren Ergebnisse zur allgemeinen Verfügung stehen und die Nöte der Nachkriegszeit lindern sollten, wertet von Hippel »auch als Bemühen um ein Stück Wiedergutmachung« (S. 1027).
- 8 Saarfrage und europäische Verständigung (1934), zit. n. von Hippel, S. 400. Vier Jahre zuvor hatte Hermann Röchling in einer Auseinandersetzung mit Emil Kirdorf noch die Ansicht vertreten, dass im Saargebiet »die breiten Massen, die bestimmt der Sozialdemokratie und dem Zentrum näherstehen wie den bürgerlichen Parteien, sich in außerordentlich anständiger Weise zu ihrem Volkstum bekannt haben« (S. 354 f.).
- 9 Vgl. Hermann Röchlings Schreiben an den Aufsichtsratsvorsitzenden der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke vom 19.12.1939 zur Übernahme der Betriebsführung von Hüttenwerken im besetzten polnischen Teil Oberschlesiens (S. 616) und sein Verhalten als einer von drei Vorsitzenden des Vorstandsrats des Deutschen Museums (S. 533 f.).
- 10 Vgl. S. 551–553. Vor der Rückgliederung ging die Firma Röchling jedoch rücksichtslos gegen Mitarbeiter vor, die als Status-Quo-Anhänger oder »Separatisten« verdächtigt wurden. Vgl. S. 307 f.
- 11 Vgl. S. 555.
- 12 Vgl. S. 922 und Urteile im Röchling-Prozess, Mannheim, o.J. [1949], S. 14. Zur Wirkung von Röchlings Denkschrift »Gedanken über die Vorbereitung zum Kriege und seine Durchführung«, siehe von Hippel, S. 419.
- 13 »Deutschland hat mit seinem Antisemitismus dem in Rußland absolut herrschenden Judentum und dem Judentum der Welt, dem einflußreichsten Vorkämpfer des Bolschewismus, den schärfsten Kampf angesagt. [...] Im Westen sehen wir die Entwicklung in Frankreich immer mehr zum

- Bolschewismus hinübergleiten [laut von Hippel eine Anspielung auf die Volksfrontregierung, H.G.]. Die Logen der Freimaurer ermöglichen den Juden den Aufstieg bis in die höchsten Machtstellen des Staates. [...] England, das bis in die höchsten Kreise verjudet ist, hat zuviel Hemmungen, um sich auf unsere Seite zu stellen.« (Aus: »Gedanken über die Vorbereitung zum Kriege und seine Durchführung«, zit. n. von Hippel, S. 413 f.).
- 14 Bei der Verhüttung der Doggererze verfolgte Röchling das Ziel, sich mit staatlicher Hilfe eine günstige Rohstoffgrundlage und einen zweiten Produktionsstandort aufzubauen, um die Wettbewerbsnachteile der Völklinger Hütte auszugleichen. – Vgl. von Hippel, Kap. X.1 und Wolf-Ingo Seidelmann: »Eisen schaffen für das kämpfende Heer!« (In: Die Doggererz-AG – ein Beitrag der Otto-Wolff-Gruppe und der saarländischen Stahlindustrie zur nationalsozialistischen Autarkie- und Rüstungspolitik auf der badischen Baar, Konstanz und München 2016). Nach Einschätzung von Hippels spricht zugleich »einiges dafür, daß die Besorgnisse Röchlings vor einem »kommenden Kriege, in dem es um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes gehen werde, nicht einfach gespielt waren...« (S. 474).
 - 15 Vgl. Kap. XIII.9, S. 721–729.
 - 16 Von Hippel S. 741. Dazu werden keine Belege angeführt.
 - 17 Offenbar enthält das Familienarchiv keine näheren Angaben. Der Verfasser schreibt, dass sich Hermann Röchling am 16.10.1946 mit der Bitte um Unterlagen über die Verteidigung des in Nürnberg zum Tode verurteilten Generalbeauftragten für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, an Kranzbühler, »seinen bereits angeworbenen Verteidiger«, gewandt habe (S. 869) und dieser »wohl im Oktober 1946 als Verteidiger für Röchling gewonnen« worden sei (874). Näher zu den Prozessen gegen Vertreter der deutschen Wirtschaft siehe Kim C. Priemel; Alexa Stiller (Hrsg.): NMT. Die Nürnberger Militärtribunale zwischen Geschichte, Gerechtigkeit und Rechtsschöpfung, Hamburg 2013.
 - 18 Urteile im Röchling-Prozess, Mannheim, o.J. [1949], S. 45.
 - 19 Vgl. Hubert Kesternich: Aufstieg und Wandel. 140 Jahre Völklinger Hütte, Band I 1873–1945, Saarbrücken 2015, S. 493.
 - 20 Persönliche Begegnungen veranlassten ihn zu begeisterten Äußerungen über Hindenburg, Arthur Fontaine – den Präsidenten der Internationalen Arbeitsorganisation und Vorsitzenden des Verwaltungsrates der Saargruben – und Adolf Hitler.
 - 21 Dies zeigt sich im Vergleich mit der Darstellung der Stilllegung der Völklinger Hütte 1924 und der Bemühungen zur Erschließung und Verhüttung der Doggererze bei Rolf E. Latz: Die saarländische Schwerindustrie und ihre Nachbarreviere (1878–1938). Technische Entwicklung, Saarbrückische und soziale Bedeutung, Saarbrücken 1985 beziehungsweise Wolf-Ingo Seidelmann: »Eisen schaffen für das kämpfende Heer!« Die Doggererz-AG – ein Beitrag der Otto-Wolff-Gruppe und der saarländischen Stahlindustrie zur nationalsozialistischen Autarkie- und Rüstungspolitik auf der badischen Baar, Konstanz und München 2016, S. 43–63.
Die Hintergründe der Stilllegung der Völklinger Hütte und der Aussperrung der Belegschaft im Herbst 1924 (Kap. IV.15) erschließen sich bei Wolfgang von Hippel erst aus dem Kapitel über die wirtschaftliche Entwicklung des Röchlingschen Familienunternehmens (Kap. V.1, 2). Dass die von Hermann Röchling als Begründung für die Stilllegung genannten Verluste überwiegend in anderen Firmen des Konzerns, wie der Röchling-Bank, angefallen waren, wird zunächst nur in einer Fußnote (S. 252, Anm. 930), später, im Zusammenhang mit der Fortdauer des betrieblichen Defizits über den Konflikt 1924 hinaus, in einem Nebensatz erwähnt (S. 260). Was Röchlings erste Besichtigung des Erzabbaus im Schwarzwald betrifft, gibt von Hippel dessen Aussagen wieder, wonach er 1931/32 bzw. 1934 zufällig von diesen Vorkommen erfahren habe. Einer Fußnote ist anschließend zu entnehmen, dass er eine erste Besichtigung im Herbst 1933 nach Hinweisen aus dem Preußischen Wirtschaftsministerium vornahm. Vgl. S. 643 und ebd., Anm. 1677; Seidelmann, S. 47.



Himmlische Höhen

Ein Bildband mit eindrucksvollen Fotos von Werner Richter

Werner Richner »Himmelsgewölbe« – Die Geometrie der Transzendenz.
Hardcover / 280 Seiten. 135 großformatige Farbfotografien. / Geistkirch
Verlag 108, 109)Saarbrücken / 55 Euro.



Dillingen – Saardom (© Werner Richner).

Es ist ein großes Buch, ein schweres Buch von fast drei Kilogramm. Will man darin blättern, sollte man es auf einen Tisch legen. Ein Buch von 132 Seiten, das in seinen Dimensionen dem Thema gerecht wird, welches es dokumentiert. Wollte man diesem Thema in die Wirklichkeit folgen, müsste man durch das Schiff einer Kirche gehen. Den Kopf im Nacken, steil nach oben blicken. So wie es Werner Richner, der Fotograf aus Saarlouis, mit seiner Kamera getan hat. In 135 Bildern hat er Deckengewölbe saarländischer Kirchen fotografiert und ein Dokument geschaffen, das den Betrachter in kontemplative Welten entführt, ihm Räume eröffnet, die er oft nur flüchtig wahrnimmt, wenn er mit geradeaus gerichtetem Blick auf den Altar zugeht. »Himmelsgewölbe« nennt Werner Richner seinen Bildband mit dem anspruchsvollen Untertitel »Geometrie der Transzendenz« und verweist auch auf die Schöpfungsgeschichte, die Joachim Con-

rad, der die Texte des Bandes verfasst hat, in seiner Einführung zitiert:

Und Gott sprach: Es entstehe ein festes Gewölbe inmitten der Wasser, und es bilde eine Scheidewand zwischen den Wassern!

Gott bildete das feste Gewölbe und schied zwischen den Wassern oberhalb und unterhalb des Gewölbes, und es geschah so.

1. Buch Moses, 6-7

Im Saarland gibt es rund eintausend Kirchen und Kapellen mit Architektur aus verschiedenen vergangenen Epochen. Da reicht der Bogen von einer eher schlichten doch eleganten Architektur wie bei der katholischen Kirche Sankt Heinrich in Biringen oder der evangelischen Kirche von Altenwald bis zu den opulenten Formen des Barock, wie wir sie an der Ludwigskirche in Saarbrücken bewundern. Ein Kleinod ist auch die Stiftskirche von St. Arnual oder die katholische



Basilika Sankt Wendalinus in St. Wendel. Ihr Gewölbe, eines der schönsten im Saarland, hat Thomas Richner als Cover für sein Buch ausgewählt (s.o.). Zu jedem Gewölbe hat der Theologe und Historiker Conrad einen kurzen Text geschrieben.

Der Turm überragt die Stadt«, schreibt er, ehe er das Kirchenschiff von Sankt Wendalinus betritt. »Im Inneren überrascht die Kirche durch ihre Höhe und die Eleganz der Säulen, die das wunderbare Kreuzrippengewölbe tragen. Die Gewölbfelder sind floral ausgemalt. Es finden sich auch Wappen und Symbole der Evangelisten.

Christliche Wertvorstellung sehen das Gute oben, himmelwärts angesiedelt, das Verwerfliche, das Sündige unten. Folgt man dieser Einteilung, sind Kirchengewölbe auch als Synonyme für die Grenzlinie zwischen Himmel und Hölle zu verstehen. Eine Grenze, die Werner Richner durch geometrische Formen gestaltet sieht. Beim Betreten einer Kirche ändert sich der Himmel. Seine unbegrenzte Weite bleibt vor den Portalen zurück, eine andere, transzendente Weite öffnet sich. Statt einem ständig wechselnden Farbenspektrum über und unter ziehenden Wolkenfeldern prägen strukturierte Flächen, Linien und Bögen das Bild und gewinnen an Bedeutung, die der Fantasie des gläubigen

Menschen Wege durch transzendente Welten weisen können. Welten, aus denen Werner Richner auf einfühlsame Weise berichtet.

»Die Intensität beginnt, wenn sie unwichtig wird. In diesem Sinne sollen meine Bilder zeitlos wahrgenommen werden – losgelöst vom Zeitgeist und der Authentizität einer Epoche.«

Werner Richner, 1948 in Völklingen geboren, gehört zu den Reisenden, die stets mit der Kamera auf der Suche nach fremden Welten unterwegs sind. Ein Reisejournalist, der sowohl in der Ferne als auch in der Nähe sich optisch mit der Ästhetik unüblicher Architekturformen beschäftigt oder seltene Formen der Natur mit der Kamera festgehalten hat: »Der Zauber von Monets Gärten«. Richner erscheint weniger als Dokumentarist, denn als optischer Interpret bestehender Zustände. Bekannt ist sein Bildband »Hautnah«, in dem er die Gesichter von Menschen in immer gleichem Format aufgenommen hat. Mit »Himmelsgewölbe« versucht er durch seine beeindruckende Fotografie aus ungewöhnlichen Perspektiven dem Betrachter ein Stück jener Magie näherzubringen, die von unterschiedlichen Kirchengewölben ausgeht. Ein seltenes, zeitloses und spannendes Bucherlebnis in heutiger Zeit.

Georg Bense

Ein unglaubliches Leben: Karl Marx und die Seinen

Klaus Gietingers Roman »Karl Marx, die Liebe und das Kapital«

Gietinger, Klaus: »Karl Marx, die Liebe und das Kapital«, Westend Verlag GmbH, Frankfurt a.M. 2018, 351 Seiten, 22 Euro.

Karl Marx, der ungeliebte Sohn der Stadt Trier, besitzt auch 200 Jahre nach seiner Geburt und 135 Jahre nach seinem Tod noch eine ungeheure Faszinationskraft. Er hat das Denken in seiner Zeit und die Welt nach seiner Zeit umgepflügt und Bataillone von Wissenschaftlern und Philosophen auf den Plan gerufen, ihn entweder zu widerlegen oder einzugemeinden. Das Jubiläumsjahr 2018 legt Zeugnis davon ab, indem es

mit einer unüberschaubaren Flut von Publikationen aufwartet, die Marx historisieren oder aktualisieren wollen, die ihm ihre Aufwartung als großer Theoretiker, aber schlechter Praktiker machen, die ihn anklagen ob der Gewalt, die das kommunistische Menschheitsexperiment in der Sowjet-Union und anderswo begleitet hat, oder die ihn in Schutz nehmen und die Oktoberrevolution als einen

Betriebsunfall der Geschichte hinstellen, mit der der »Demokrat« Marx nichts zu tun hätte. Summa summarum lassen sich aus der »geistigen Überproduktion« anlässlich seines zweihundertsten Geburtstag drei Haltungen herausdestillieren: eine affirmative, die sich nur noch wenige einzunehmen trauen, nämlich diejenigen, für die die Dummheit der Kommunisten kein Argument gegen den Kommunismus ist, eine kritische, die versucht, Marxens Aktualität für die Erklärung der modernen Zeitläufte nachzuweisen und eine vereinnahmende, die ihn zum einen immunisiert gegen die Folgen seiner »Lehre

und zum anderen ihm den revolutionären Stachel nimmt und versucht, ihn zu versozialdemokratisieren.

Aus der Art dieser Rezeptionsmuster schlägt das Buch von Klaus Gietinger. Er, der im Hauptberuf Filmemacher und Autor ist, eben die Doku-Fiction über Lenchen Demuth, die Haushälterin von Karl Marx, gedreht hat und in Saarbrücken lebt, geht das belletristische Wagnis ein, das stürmische persönliche, geistige und politische Leben von Marx in eine Romanhandlung zu überführen. Und zwar nicht in irgendeine Romangattung, sondern in ein Genre, das man mit Marx zunächst gar nicht in Verbindung bringt: den Liebesroman. Genau genommen erzählt der Autor von den emotionalen, psychischen und körperlichen Beziehungen zwischen historischen Personen, sei es die tiefe Liebe, die zwischen dem Bürgersohn Marx und der vier Jahre älteren Adligen Jenny von Westphalen über ein ganzes Leben hinweg bestand, sei es die rührende und oft vergebliche Sorge des Pater Familias Marx um seine Kinder, sei es die innige Freundschaft zwischen dem immer am Hungertuch nagenden Marx und dem Kapitalistensohn Engels, sei es die Vielweiberei Engels und sein uneheliches Verhältnis zur Fabrikarbeiterin Mary Burns, sei es die Treue, mit der die Haushälterin Lenchen Demuth auch dann noch zur Familie stand, als Marx nach seinem »Fehltritt« ihren gemeinsamen Sohn Frederik verleugnete, seien es die vielen Feind-Freundschaften, die Marx mit seinen intellektuellen Zeitgenossen pflegte, sei es das Verhalten von Jennys Halbbruder Ferdinand, der im Auftrag des preußischen Staats Marx gnadenlos verfolgen ließ, aber im letzten Moment aus Sympathie für Jenny auch abdrehen konnte.

Freilich ist die Kategorie »Liebesroman« zu dürr, um das Werk von Gietinger angemessen würdigen zu können. Gietinger in-



teressiert das ganze Leben von Marx und dazu gehört natürlich genuin seine geistige Produktion. Wie sein intellektuelles Wirken, seine Lebenswelt, sein Liebesleben, seine politischen Interventionen ineinander verwoben sind, dieser Riesenaufgabe versucht der Autor mit einer Methode gerecht zu werden, die ich literarische Bricolage nennen möchte. Sie umfasst nicht-fiktionale Texte etwa bei der Wiedergabe von Zitaten aus den Werken von Marx/Engels, fiktionale Spielszenen und Fragmente reiner Romanerzählung. Sie ähnelt damit der filmischen Doku-Fiction, also der mit Spielszenen angereicherten Dokumentation und von daher kann man von Gietingers Werk durchaus als Dokumentarroman mit theatralen Elementen sprechen. Dazu passt, dass im Roman die Erzählperspektive ständig wechselt. Die Geschichte wird erzählt vom Ich-Erzähler Friedrich Engels, vom auktorialen Erzähler (Autor), aus der Sicht der Marx-Tochter Tussy (Eleanore) und daneben gibt es noch die Perspektiven von neutralen und personalen Erzählern. Die verschiedenen Erzählperspektiven wirken dabei wie verschiedene Kameraperspektiven im Film.

Der Kunstgriff, den Gietinger anwendet, besteht darin, dass er am Krankenbett von Engels ihn und Tussy über das Leben des »Mohr« und der Seinen erzählen und sinnieren lässt. Diese Ausgangskonstellation ist selbst wieder Teil einer Geschichte, nämlich des Versuchs der deutschen Sozialdemokratie, sich der eigentlich Tussy und ihrer Schwester Laura zustehenden Hinterlassenschaft von Marx zu bemächtigen. In gewisser Weise bildet diese Erbschleicherei der Sozialdemokraten, die Engels letztlich nicht abwehren kann, die Rahmenhandlung des Romans. Engels, der weiß, dass sein Leben zu Ende geht, fühlt sich bemüht, Tussy alle Seiten des Lebens ihres Vaters nahezubringen und Tussy färbt diese Erzählungen mit ihren Erinnerungen und Deutungen. Auf diese Weise gelingt es dem Autor, ein pittoreskes Panorama historischer Ereignisse und persönlicher Erlebnisse, einen Reigen an »menschlich allzu menschlichen« Begebenheiten zu zeichnen und gleichzeitig basale Einsichten in das Marx'sche Denken zu vermitteln. Engels und Tussy schlagen das Buch eines unglaublich reichen und überfüllten Lebens auf und arbeiten sich

darin vom Liebeswerben um Jenny bis zum Tod von Marx vor. Marxens Leben tritt uns in kurzen prägnanten Szenen gegenüber, die alle wesentlichen Stationen und Abschnitte seines Wirkens enthalten. Die Sprache, die der Autor dabei einsetzt, ist klar, unprätentiös, verständlich, auch wenn er – wie damals üblich – mit englischen und französischen Einsprengseln arbeitet. Gietinger umschiffet souverän die Untiefen des Genres »Liebesroman«; es wird nie schwülstig, romantisch oder gar schlüpfrißig, dafür manchmal ganz schön deftig und ordinär.

Was in den Kurzscenes, die die Person Marx, seine Familie, das intellektuelle und politische Milieu, in dem er agierte, die Lebenswelten, in die er hineingeriet, ausleuchten, besonders haften bleibt, ist ein enormer Widerspruch, der das Leben von Marx durchzog. Er hat die »menschliche Tragödie« am eigenen Leib erlebt: Flucht (nach Paris vor der deutschen Enge), Vertreibung (aus Köln, Paris und Brüssel), Verfolgung (durch die preußische Geheimpolizei), bittere Not, Krankheiten aller Art, den Tod von vier Kindern. All das würde locker ausreichen, um in Resignation und Depression abzugleiten. Aber das Unglück, das ihn so oft heimgesucht hat, hat ihn nicht von seinem prometheischen Vorhaben abgehalten, die Welt aus den Angeln zu heben und Werke zu schaffen, die noch viele Generationen nach ihm in ihren Bann schlagen. Wer so etwas vollbringt, ist in aller Regel kein einfacher Mensch. Der Roman von Gietinger bietet dafür reichlich Anschauungsmaterial. Marx wird darin nicht heroisiert, sondern menschlich gemacht. Die Maßlosigkeit, die er dem Kapital attestiert hat, war auch ihm eigen: im Denken, wo er keinen Besseren neben sich ertragen konnte, im Geldausgeben, wo er (und Jenny) beständig über seine (ihre) Verhältnisse lebte(n) und damit ein dauerndes Rendezvous mit dem Elend einging(en), im politischen und intellektuellen Streit, wo er seine Gegner abkanzelte, der Lächerlichkeit preisgab und regelrecht »vernichtete«, im Schreiben, wo ihn sein Perfektionismus lähmte. Marx mutete seiner Umgebung viel zu, soviel wie auch sich selber, was ihn häufig an den Rand der Erschöpfung, in die Verzweiflung und Krankheit führte. Er, der die sozialste Sozialtheorie der Welt entwickelt hat, war oft unfähig

zur Empathie und nur auf sein Leid fixiert, was um ein Haar die Freundschaft zu Engels in Mitleidenschaft gezogen hätte, als Mary Burns starb und Marx in seiner Antwort auf diese Benachrichtigung sich in Selbstmitleid erging. Ganz zu schweigen von seinem Verrat an seinem unehelichen Sohn Freddy, den Lenchen Demuth zu einer Trinkerfamilie weggeben musste. Freddy war trotz dieser schmachvollen Behandlung später einer der Treuesten, der ganz im Sinne von Marx gearbeitet hat und einer der Begründer der englischen *Labour Party* war.

Gietinger beschreibt diese Verhaltensweisen von Marx ohne moralinsauren Unterton, ohne psychologisierendes Beiwerk. Er mischt sie seinen anderen Charakterzügen wie seiner sprichwörtlichen Großzügigkeit, seiner teilnehmenden Liebe für die Kinder, seiner Treue für Jenny bei und erzeugt so ein realistisches, ein menschliches Bild des zur Ikone gewordenen Marx.

Ein anderer spannender Eindruck, den der Roman hinterlässt, ist die »Reifung« von Marx. Schon in seiner Sturm- und Drangzeit gehörte er politisch nicht zu den Abenteurern, die wie Weitling, Herkenrath u.a. mit Waffen gegen den absolutistischen Staat loschlagen wollten und sich nur blutige Abreibungen holten. Später, nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution, verlegte er sich auf die wissenschaftliche Arbeit im *British Museum*, mit der er das Bewegungsgesetz des Kapitalismus herausfinden und die herrschende ökonomische Lehre umstürzen wollte. Zwar war er auch in der langen Zeit der Abfassung des ersten Bandes des *Kapitals* politisch unterwegs, u.a. bei der Gründung der *Ersten Internationale* oder durch seine journalistische Arbeit bei der *New York Daily Tribune*, doch man wird im Roman den Eindruck nicht los, dass Marx das Proletariat und seine Vertreter als nicht reif für die Revolution einschätzt. Nachdem durch die Pariser Kommune die Hoffnung auf die baldige Machbarkeit des Kommunismus noch einmal aufgeflackert ist, begräbt Marx sie spätestens mit dem *Gothaer Programm* der vereinigten deutschen Sozialdemokratie, an dem er kein gutes Haar lässt. Könnte es sein, dass Marx die Arbeiten an seiner ökonomischen Theorie deshalb so vorangetrieben hat, weil er die politische Praxis seiner Weggefährten als wenig weiterführend betrachtete?

Gietingers Roman ist gerade auch wegen der theoretischen Einschübe über Marxens Werk ein Lesevergnügen. Man schmunzelt über den missratenen Versuch des Frauenaustausches, freut sich diebisch über die tollpatschigen Spitzel, vor allem Stieber, runzelt die Stirn ob der antisemitischen Anwendungen des zum Protestantismus konvertierten Juden Marx, man leidet mit den Eltern, deren Kinder fast wie die Fliegen sterben, es verschlägt einem die Sprache ob der Schilderung der Zustände im »Juggernaut-Rad des Kapitalismus« in Manchester, man wundert sich über Jenny, die aus Standesgründen Mary Burns zurückweist, fühlt sich ganz nah bei Marx, als er über dem Studium der Herr-Knecht-Dialektik bei Hegel buchstäblich zusammenbricht, man lacht laut auf, als Lenchen Demuths Betrachtungen zum Kochtopf, »der macht, was er will«, in den Fetischcharakter der Ware münden, es stockt einem der Atem, wenn der Autor die Abfassung des »Kommunistischen Manifests« und die Fieberträume von Tussy parallel schaltet und die Marx-Tochter vorausahnen lässt, welchen Wahnsinn der Kapitalismus noch hervorbringen wird, man staunt über eine andere frivole Parallelschaltung von Marxens Reflexionen über Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse und Engels produktiver Arbeit im Bett einer Hure.

Kurzum: Gietinger hat einen leichten und anspruchsvollen Roman geschrieben, der den Marx-Unkundigen schelmisch und verschmitzt auf die Fährte seines Denkens führt und der für den Marx-Kundigen reichhaltigen Stoff aus dem prallen Leben eines gar nicht vergeistigten Großdenkers bereithält, der in der Regel unter die Aufmerksamkeitsschwelle der Linken fällt. Da kann man es ihm auch nachsehen, dass sich kleinere Ungenauigkeiten in der Vermittlung der Theorie eingeschlichen haben, wie die Sache mit der Religion, die eben nicht Opium fürs Volk, sondern Opium des Volkes ist, ein Unterschied ums Ganze, oder die andere Sache mit dem Sein und dem Bewusstsein. Das Sein bestimmt das Bewusstsein nur in einer verkehrten Welt, die kein bewusstes Sein zulässt. Marx ist der beste Beweis für die Kraft des Bewusstseins, sich über das Sein zu erheben und es in seiner Verkehrtheit zu durchschauen.

Josef Reindl

Autorinnen und Autoren

Dirk Amsel, Dipl. Soziologe, lebt und arbeitet in Saarbrücken.

Rene Anders, geb. 1980, Studium der Germanistik und Geschichte, lebt und arbeitet in Saarbrücken.

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Julian Bernstein, geb. 1981 in Saarbrücken, Studium der Geschichte, der Interkulturellen Kommunikation und der franz. Literatur, M.A., als freier Journalist u.a. tätig für DLF, WDR, SRF, SR, Ö1, Der Standard, FAZ, NZZ.

Andreas Dury, geb. 1961, lebt seit 1998 in Saarbrücken, arbeitet als Schriftsteller, Dozent in der Erwachsenenbildung, Softwareentwickler. – Der neueste Roman »Der Chor der Zwölf« erschien 2017 bei Conte, St. Ingbert. – Außerdem gibt es noch »ich und Ben«, Roman, Conte-Verlag, Saarbrücken 2012, »Oh Tapirtier«, Roman, Conte-Verlag, Saarbrücken 2010, »Schachtelkäfer«, Roman, Edition Topicana, Saarbrücken 2003, »Als ich in die Stadt kam«, Erzählungen, Plöger-Verlag, Annweiler 1999.

Klaus Gietinger, Autor, Regisseur und Sozialwissenschaftler – mehrere Kinofilme, zahlreiche TV-Movies, Serien und 7 Tatorte (Buch und Regie), diverse internationale Preise. Nominiert für den Grimmepreis 2018 für den Dokumentarfilm »Wie starb Benno Ohnesorg – Der 2. Juni 1967«. Zahlreiche Sachbücher und zwei Romane. – Zuletzt erschienen: »Blaue Jungs mit roten Fahnen – Die Volksmarinedivision 1918/19«, Münster 2019. Mehr Infos: www.gietinger.de

Harald Glaser, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik, Staatsexamen, M.A., historische und museumsdidaktische Projekte zur Völklinger Hütte und zur Alten Schmelz St. Ingbert, Veröffentlichungen und Ausstellungen zur Industriegeschichte, z.Zt. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Dokumentationszentrum der Arbeitskammer des Saarlandes.

Jörg W. Gronius, geb. 1952 in Berlin, studierte Theaterwissenschaften, arbeitete als Dramaturg und Regisseur. Er schreibt Texte über und für das Theater, vor allem Dramen und Libretti. Für die autobiographisch motivierte Romantrilogie »Ein Stück Malheur« (2000), »Der Junior« (2005) und »Plötzlich ging alles ganz schnell« (2007) erhielt er den Ben-Witter-Preis. Außerdem: »Traumwohnungen & Götter. Gedichte & Anrufungen«, PoCul-Verlag, Saarbrücken 2014, »Daheim und wieder da draußen«, PoCul Verlag, Saarbrücken 2017. – Letzte Veröffentlichung: »Guten Abend die Nachrichten oder Informationsfluxus«, Wehrhan Verlag, Hannover 2018.

Sadija Kavgić, ist freiberuflich als Journalistin, Fotografin und Übersetzerin tätig. Sie wurde in Tuzla, Jugoslawien geboren. Nach dem Journalistik-Studium an der Universität in Sarajevo arbeitete sie bei der Tageszeitung *Večernje Novine* in Sarajevo. Während der Belagerung von Sarajevo 1992–1996 kam sie 1993 nach Deutschland. Sie publiziert in Deutschland sowie in Bosnien und Herzegowina. Sie lebt in Saarbrücken.

Bernd Nixdorf, seit 1961 in Saarbrücken. Mitarbeiter im Saarländischen Künstlerhaus. Vorstandsmitglied des VS-Saar. – Buchveröffentlichungen: »Salli Palli« (1993), »Salli Palli 1+2« (2016) und »Eine intime Vertraute« (TOPICANA Band 33, 2018).

Josef Reindl, Sozialwissenschaftler und Mitglied des COGITO-Instituts für Autonomieforschung.

Stefan Ripplinger, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Zuletzt erschienen von ihm die Essaybände »Kommunistische Kunst« (konkret texte 2019) und »Mallarmés Menge« (Matthes & Seitz 2019).

Rolf Sachsse, geb. 1949 in Bonn, Fotografenlehre, Studium Kunstgeschichte, Kommunikationsforschung und Neuere Deutsche Literatur, Promotion zur Architektur fotografie, freier Fotograf, Kurator und Autor mit mehr als 400 Veröffentlichungen, bis Oktober 2017 Professor für Designgeschichte und Designtheorie sowie Prorektor für Lehre und Wissenschaft an der HBKsaar, lebt in Bonn. Mehr Infos: www.rolf Sachsse.de

Ralph Schock, geb. 1952 in Ottweiler (Saarland). Autor, Herausgeber und Literaturredakteur. Germanistik- und Philosophie-Studium. 1973 – 1974 Ersatzdienst. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität des Saarlandes (1977 – 1984). 1984 Dissertation über Gustav Regler: »Literatur und Politik (1933 – 1940)«. Von 1987 bis 2017 Literaturredakteur beim *Saarländischen Rundfunk*. Zahlreiche Gesprächssendungen mit Autoren. – Letzte Veröffentlichungen: Joseph Roth, »Die Rebellion«, Roman. Nach dem Manuskript ediert und mit einem Nachwort, Göttingen 2019; »Nach Kolchis. Faszination Georgien – Reiseimpressionen«, Verbrecher-Verlag, Berlin 2019.

Stefan Schön, geborener Saarbrücker, ehemaliger Mitarbeiter des Festivals »Schichtwechsel« im Weltkulturerbe Völklinger Hütte, Chefdramaturg und Regisseur am Landestheater Schwaben in Memmingen. Im deutschsprachigen In- und Ausland seit 1987 als freischaffender Regisseur (Saarbrücken, Wien, Bern, Zürich, Aachen, Osnabrück, Trier, Bamberg und Ingolstadt etc.). In Saarbrücken und in Augsburg, wo er bis 2018 zwanzig Jahre lebte, als Rezitator und Literaturinterpret bekannt. Organisiert Kunstaktionen aller Art in vieljähriger Zusammenarbeit mit der Regio Augsburg Tourismus GmbH, Kunstsammlungen und Museen der

Stadt Augsburg. In Saarbrücken mit dem Kulturzentrum am Eurobahnhof und dem Ministerium für Bildung und Kultur Saar. – Bisherige Veröffentlichungen: Eigen-Beiträge in über 60 von ihm redigierten Programmheften des Landestheaters Schwaben und in Vorworten zu Leseprogrammen.

Erich Später, geb. 1959, Buchhändlerlehre, Studium in Saarbrücken und Berlin, arbeitet für die Heinrich-Böll-Stiftung Saar. Er publiziert in der Monatszeitschrift *konkret* schwerpunktmäßig zu den Themen Massenverbrechen der Deutschen vor und während des Zweiten Weltkriegs, zu den sogenannten »Vertriebenenverbänden« sowie zur saarländischen Regionalgeschichte. – Letzte Buchveröffentlichungen »Villa Wagnier. Hanns Martin Schleyer und die deutsche Vernichtungselite in Prag«, Konkret Literatur Verlag Hamburg; »Der dritte Weltkrieg – die Ostfront 1941–45«, Conte Verlag St. Ingbert.

Laura Weidig, geboren 1984 in Saarbrücken, Studium der Germanistik und Literaturwissenschaft (B.A.), der historischen Anthropologie sowie der Kultur- und Mediengeschichte.

Ein Exot, aber unverzichtbar



Die „Saarbrücker Hefte“ sind im Abonnement oder im gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel erhältlich.
Infos: saarbruecker-hefte.de

Von Silvia Buss

Die „Saarbrücker Hefte“ sind ein Exot in der leider überschaubaren regionalen Medienlandschaft und gerade deswegen unverzichtbar. Von einem kleinen Verein mit ehrenamtlicher, nur sechsköpfiger Redaktion getragen, löckt die „saarländische Zeitschrift für Kultur und Politik“, so der Untertitel, seit 1989 so beständig und beharrlich wider den Stachel wie keine zweite hierzulande. Mit hohem und immer auch politischem Anspruch greift die Zeitschrift, die eigentlich zweimal im Jahr erscheinen will, im Moment aber eine Ausgabe pro Jahr hinbekommt, Themen auf, die in den Hauptmedien nur häppchenweise behandelt werden: Ob Sozial-, Flüchtlings- und Verkehrspolitik, Industriekultur oder der Umgang mit Geschichte – die Hefte beobachten Entwicklungen kritisch, zeigen Linien und Zusammenhänge auf, beleuchten blinde Flecke. Dass sie so gründlich in die Tiefe gehen, liegt an den Autoren und Autorinnen, die eher Fachleute und Wissenschaftler sind als Journalisten. Das Besondere aber ist der Mut, Position zu beziehen, Diskussionen loszutreten, was etwa mit der „Röder-Debatte“ über die NS-Vergangenheit des ehemaligen Ministerpräsidenten gelang. Neben kritischer Beobachtung der saarländischen Kulturpolitik kommt die Kultur auch selbst zu Wort und Bild: Jede Ausgabe stellt neue literarische Texte und Kunst von Künstlern aus dem Saarland und der Großregion vor.

Aus der Zeitschrift der Arbeitskammer des Saarlandes
»AK-Konkret«, Nummer 1/19.



ISSN 0036-2115
ISBN 978-3-945996-28-7